

Neue Post

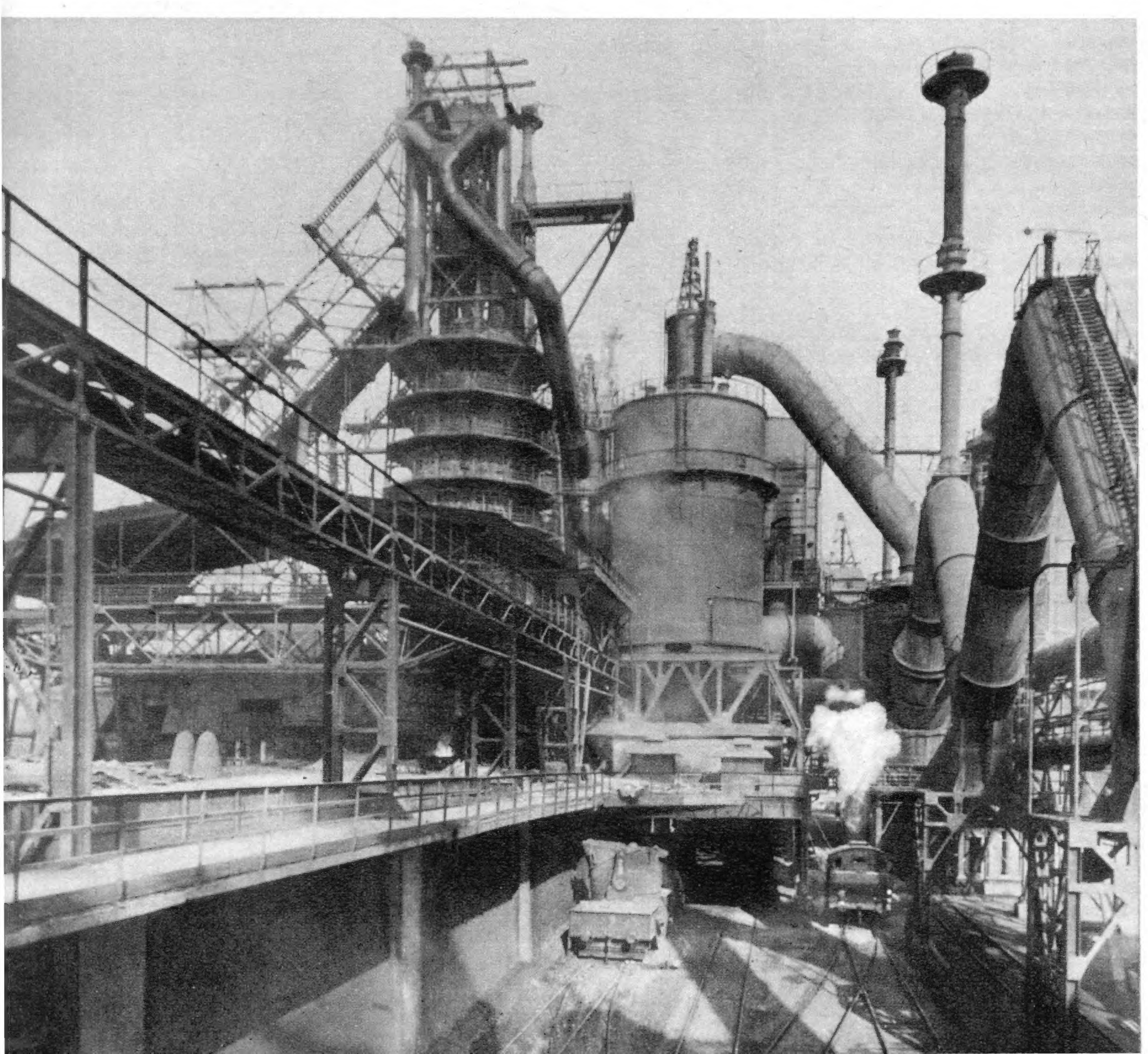
Nr. 5/1957 · Preis 40 Pfennig · Saarland 40 ffr.
Verlagsort: Düsseldorf

Am Arlberg

Foto: Hans Truöl



„SIE LEBEN AUF DEM STROM, sie sterben auf dem Strom . . .“ sagt ein altes chinesisches Sprichwort. Dicht bei dicht lagern die Hausboote der Chinesen auf dem Perlfluß. Aller Unrat wird in den Fluß geworfen, der gleichzeitig das Wasser zum Kochen, Trinken, Waschen liefert. Wasser, vom Menschen verunreinigt, wird zum Gift. Es bringt den Tod, wenn der Mensch seine Fehler an ihm nicht abstellt. *Seering*



Heute steht in den Schlagzeilen der Weltpresse der Kampf um die ‚Weltmacht Öl‘. Aber bereits in nächster Zukunft wird dieser Kampf durch einen anderen abgelöst werden, das Wettrennen um eine weitaus größere Weltmacht: WASSER. Heute noch wird es von vielen gedankenlos verschwendet – in unserer Welt von morgen wird es kostbarer sein als Gold, Uran oder Öl. Chemie und Technik werden das Gesicht der Erde von morgen bestimmen, beide brauchen Wasser. Wie vor Jahrtausenden, als an den großen Strömen die alten Kulturen entstanden, so wird wieder Wasser, – wenn auch in einer anderen Form, – die Kulturhöhe der kommenden Jahrhunderte bestimmen. Unsere Reportage gibt nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus dem erregenden Thema: Weltmacht Wasser. H_2O ist eine Formel, die genauso machtvoll ist, wie Einsteins berühmte Formel für die Atomspaltung. Ohne Wasser kein Leben . . .

Wir verschwenden es mit beiden Händen. Wir drehen an blitzenden Nickelhähnen mit blauen und roten Köpfen und denken an etwas ganz anderes, wenn uns heißes oder kaltes Wasser über die Hände läuft. Wir nehmen das morgendliche Bad als etwas Selbstverständliches. Regnet es nicht, drehen wir an heißen Sommertagen den Wasserhahn auf und besprühen unseren englischen Rasen. Für uns ist das allzeit gegenwärtige Wasser kein Wunder mehr — aber mit dem kleinen Wort ‚für uns‘ sind nur 10 Prozent der gesamten Menschheit gemeint.

Während die junge Elisabeth aus Hamburg in der Frühe schnell noch ein Bad nimmt, ehe sie ins Büro geht und dort wiederum als erstes den Wasserhahn aufdreht, um ihrem Chef einen starken Kaffee zu kochen, in dieser Zeit läuft das Arabermädchen Shura im Sultanat von Muskat, an der Südspitze der arabischen Halbinsel, bereits das dritte Mal zum Brunnen, der gut 3 km von ihrer Hütte entfernt liegt.

Shura kann in ihrem Tongefäß vielleicht knappe 20 Liter Wasser tragen. Für die 12köpfige Familie daheim läuft sie den Weg am Tag zehnmal in einer schattenlosen, glühenden Hitze.

Seit Jahrtausenden klingt das Lied des Schöpfbrunnens durch die Wüste. Es ist ein helles, hohes Quietschen, hervorgerufen durch den Hanfstrick, der sich am Holz reibt — 20 Schritt muß der Zugochse in einen Erdschacht hinuntergehen, bis der wassergefüllte Tierbalg über dem gemauerten Brunnenrand erscheint. In einem dicken Strahl rinnt das Wasser aus dem prallen Ledersack, der schlaff in den Brunnen zurückfällt. Und wieder geht der Stier die 20 Schritt hinunter um neues Wasser nach oben zu ziehen.

Sechs Stiere wechseln sich in 24 Stunden ab, 24 Stunden steht die schrille Melodie des Wasserbrunnens über den kleinen Wüstendörfern von Oman, und jeder hat Angst, wenn dieses Lied plötzlich aufhört, denn das bedeutet Hunger, Auswandern, Suchen nach einer neuen Heimat, wo die Erde Wasser gibt. Elisabeth aus Hamburg wäscht sich bereits zum drittenmal die Hände und gibt den langstieligen Rosen in der durchsichtigen Vase frisches Wasser, denn es ist um die Mittagszeit schwül in den Arbeitsräumen — da hat Shura schon fünfmal den Krug gefüllt und da sitzt zur gleichen Zeit am Rande der Wüstengebiete von Belutschistan ein kleiner Inder versunken vor einer Wasserpfütze. Der kleine Kim kann sich nicht von dem trüben, langsam versickernden Wasserspiegel trennen. Plötzlich springt er auf und zeigt den anderen jubelnd seine Entdeckung: „Da, schaut, im Wasser ist die Sonne! Das Wasser ist so stark, daß es die Sonne einfängt. „Kleine, schwarze Köpfe beugen sich über die Pfütze und bestaunten das zitternde Abbild des flimmernden Sonnenballes. Und sie sehen, wie das Wasser auch ihre Gesichter, ihre Hände, ihre Bewegungen einfängt, und sie denken an den Guru (Lehrmeister) oben in den Bergen der von der Heiligkeit und Kraft des Wassers predigt.

Kim betet das Wasser an, für Shura besteht die Arbeit eines ganzen Tages aus Wassertragen — und für Elisabeth ist Wasser kein Problem, so

INDUSTRIE UND CHEMIE formen das Gesicht der kommenden Jahrhunderte. Für beide ist Wasser der wichtigste Rohstoff. Für die Erzeugung von 1 Tonne Stahl werden 30 Kubikmeter Wasser benötigt. Ein Pfund Papier braucht 108 Liter Wasser für seine Herstellung, für die Erzeugung von 1 Tonne Zellulose müssen 400 Kubikmeter Wasser vorhanden sein. Noch haben wir es.

Weltmacht Wasser

verschieden ist für die Menschen die Wichtigkeit des Wassers.

Vom Wasser kommt alles Leben

Dieser Satz des Propheten Mohammed hat seine Gültigkeit über alle Zeiten hinweg bewahrt.

Die großen Flüsse sind die Wiegen der menschlichen Kulturen, ganz gleich, ob sie Euphrat, Ganges, Indus, Nil oder Rhein heißen.

Die alten Ägypter nannten den Nil ‚Herrn über Leben und Tod‘. Künstler stellten den Strom als Gott dar. Der Nil machte Ägypten einmal zum Mittelpunkt der alten Welt.

Noch heute hängt die Ernte für 20 Millionen Ägypter vom Wasser des Nils ab. Daß die ausgebliebenen Gelder zum Bau des Assuanstaudammes den Krieg um den Suezkanal entfesselten, haben die meisten vergessen. „Es geht um das Öl“, riefen die kriegsführenden Mächte, und ihr Geschrei übertönte den Ruf nach Wasser.

Ohne Wasser hätten wir überhaupt kein Leben. Der Mensch kann wohl eine Weile ohne Nahrung leben, man rechnet bis zu 7 Tagen, aber er braucht in dieser Zeit unbedingt eine Flüssigkeitszunahme. Der Embryo besteht zu 97 Prozent, der erwachsene Mensch zu 65 Prozent aus Wasser. Unsere gesamten Nahrungsmittel enthalten Wasser, manche bis zu 97 Prozent. „Die Erdbeere“, so sagen Dichter, „ist ein von der Natur in verführerischer Verpackung gereichter Schluck eines köstlichen Getränkes.“

640 v. Chr. schrieb der griechische Weise Thales von Milet: „Riesige Ströme von Wasser durchfließen unsichtbar und unhörbar die Natur, verzweigen sich in Baum und Strauch bis hin zum letzten bescheidenen Grashalm. Ein verborgener Ozean umrauscht uns, besonders in der Zeit, wenn alles wächst, blüht und gedeiht.“

Wissenschaftlich ausgedrückt heißt das: z. B. die Fichtennadel besteht zu 50 Prozent aus Wasser, das Kastanienblatt zu 80 Prozent. Gessner rechnete aus, daß eine 115jährige Buche mit ca. 200 000 Blätter von einer Gesamtoberfläche von 1 220 Quadratmetern während eines Sommers ca. 9000 Liter Wasser verdunstet; das heißt, daß ein Blatt pro Tag je nach der Witterung das Zwei- bis Achtfache seines Gewichtes an Wasser abgibt.

Wasser hat als Wachstumsfaktor eine überragende Bedeutung. Für eine mittlere Ernte werden bei einem Hektar Roggen 800 000 Liter Wasser, bei einem Hektar Weizen 1,2 Millionen Liter und bei einem Hektar Hafer 2,3 Millionen Liter Wasser vorausgesetzt.

Wasser bringt den Tod

Wissenschaftler haben nachgewiesen, daß das Wasser die Verantwortung für viel mehr Tote trägt, als alle H-Bomben je hervorrufen können. Aber die letzte Verantwortung für das tödliche Wasser, tragen die Menschen selbst.

Seit jeher ist das fließende Wasser der billigste Lastenträger für Unrat. Überall, wo Menschen wohnen, verbrauchen sie das gesunde Wasser und stoßen die Abwässer wieder aus. Es gibt z. B. in China ganze Stämme, die auf dem Strom leben und auf dem Strom sterben. Dicht bei dicht liegen die Hausboote der Chinesen, die als Händler, Fischer oder Handwerker ihr Leben fristen auf dem Wasser des Perlflusses. Wasser zum Kochen, Trinken und Waschen liefert ihnen der Strom. Aller Unrat wird ins Wasser geworfen. Rücksichtslos wütet der Mensch gegen sich selbst.

Ich stand selbst an Indiens heiligem Fluß, dem großen Ganges. Verklärt und andächtig füllte ein Inder neben mir im Wasser stehend seine bronzene Bettelschale mit dem Flußwasser, während oberhalb die Leiche eines heiligen Mönches in den Strom versenkt wurde. Keiner weiß, woran er starb, aber jeder trinkt unbekümmert das ‚heilige Wasser‘. Am ‚heiligen Wasser‘ des Brahmaputra hatte eine der furchtbarsten Geißeln der Menschheit, die Cholera, ihren Ursprung, sie breitete sich bis nach Europa aus und raffte bis 1832 Millionen Menschen dahin.



VOM WASSER KOMMT ALLES LEBEN – der Ausspruch des Propheten Mohammed hat noch heute seine Gültigkeit. In Tag- und Nachtmärschen ziehen die Nomaden aus dem Sudan durch die tödliche Wüste, um sich und das Vieh zu retten. Aber der Kampf um die ‚Weltmacht Wasser‘ steht uns noch allen bevor. Denn die Technik wird doch immer im Schatten der Natur stehen.

Erst 1850 begann in Europa und Amerika das sanitäre Erwachen, verbunden mit den Namen der großen Wissenschaftler Koch, Pasteur, Chadwick. Trotzdem wüteten Typhus und Cholera noch bis Ende des 19. Jahrhunderts. In Marseille gab es 1943 über 600 Typhuskranke mit 123 Toten. In Mexiko stellte man 1948 fest, daß 22 Prozent aller Krankheiten durch schlechtes Wasser hervorgerufen werden. In Indien sterben täglich 4000 Menschen und ihr Mörder heißt: Wasser!

Wer von uns denkt daran, daß 80 Prozent der Menschheit kein Wasser trinken können, ohne es nicht mindestens 5 Minuten zu kochen oder durch Jod und Chlor zu entgiften — ist ihnen beides nicht möglich, trinken sie Krankheit oder Tod mit.

Zu uns kommt das Wasser ins Haus, aber bereits in unserem benachbarten Frankreich haben zwei Drittel der Landbewohner keine Wasserleitungen im Haus. In Deutschland trinken auf dem Lande die Menschen noch zu einem Drittel von Wasserquellen, die außerhalb des Hauses liegen. 60 Prozent der österreichischen Dörfer besitzen keine zentrale Wasserleitung. Auf dem Balkan haben nur 2 von 100 Häusern Wasser innerhalb des Hauses. Wasser aber, das von Menschen verunreinigt wird, verwandelt sich in Gift. Im Ruhrgebiet wurde vor allem nach dem Kriege das System der Kloakenabwässer vernachlässigt. Alarmierend waren plötzlich die Typhusfälle im letzten Sommer.

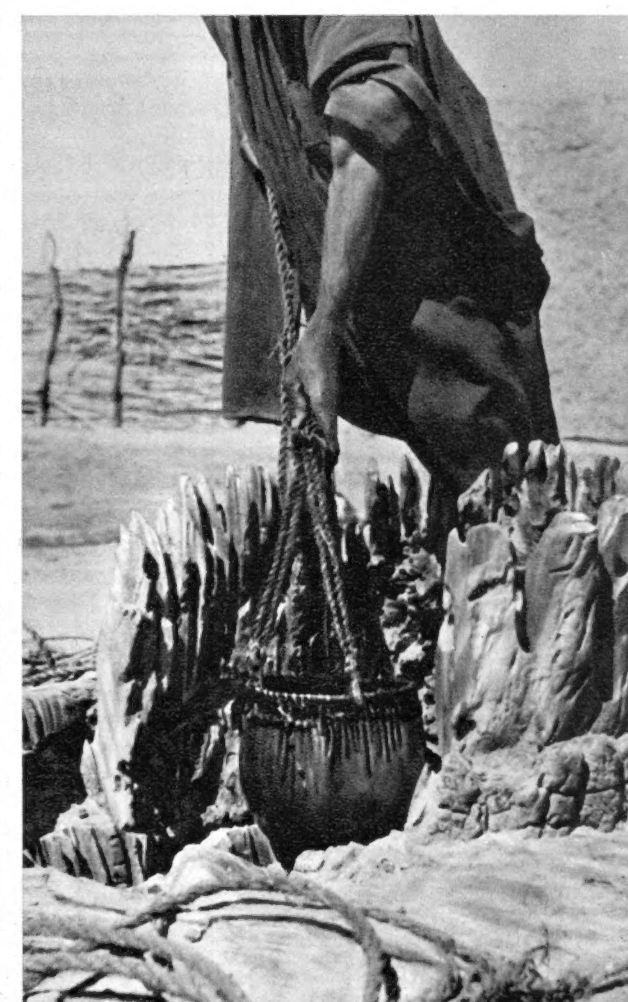
Es wurde im letzten Sommer ausgerechnet, daß bei uns an heißen Tagen in den Strandbädern auf einen Quadratmeter 4 Menschen kommen. Haben sich diese vier Menschen vor dem Baden gründlich gereinigt? Wer kann heute noch unbesorgt im Rhein oder in der Ruhr baden? Öle bedecken wie eine Filmschicht die Wasseroberfläche und verhindern eine Sauerstoffzufuhr.

In das Elbwasser bei Hamburg werden z. B. täglich mehr als 300 000 cbm Abwasser ungereinigt in den Strom geleitet, dazu kommen die chloridhaltigen Abwässer der Kaliindustrien Mitteldeutschlands. Fachwissenschaftler sprechen von der Managerkrankheit der Flüsse und erklären: „Unsere Flüsse haben akute Atemnot, Stoffwechsel und Kreislaufstörungen.“

Die Donau ist nicht mehr blau, und die Gerüche der Mosel erschrecken oft auch den leidenschaftlichsten Paddler.

Wir haben mit gutem Grund genau so viel Angst, in unseren Flüssen zu baden wie die Neger an der Goldküste Westafrikas. Dort schäumt der gewaltige Voltastrom durch eine fruchtbare Landschaft. Er ist vollkommen ungebändigt. Stände dieser Strom im Dienste seiner Bewohner, würde der Lebensstandard schlagartig gehoben. Aber die Schwarzen meiden das Ufer des Flusses. „Der Fluß schlägt alle, die ihm nahe kommen, mit Blindheit!“ flüstern die Schwarzen. Aberglaube? Nein, eine winzige, kleine Fliege überträgt eine Augenkrankheit, die langsam aber unerbittlich zur Blindheit führt. Diese Fliege wohnt am Fluß, sie lebt vom Fluß und sie verhindert, daß die Menschen sich das Wasser dienstbar machen.

Auch der Nil wird an manchen Stellen ängstlich von seinen Anwohnern gemieden. Kleine Schnecken setzen sich an die Haut der Füße und Beine und erzeugen ein äußerst heftiges, schwä-



FUR UNS ist das allzeit gegenwärtige Wasser kein Wunder mehr. Aber wer einmal in der schattenlosen Wüste Saudi-Arabiens bei 60 Grad Celsius mühselig an einem Hanfstrick sich sein Wasser aus dem Brunnen gezogen hat, weiß um die Köstlichkeit des Wassers. Obwohl das ‚kalte Wasser‘ in dem Kamellederbalg eine Temperatur von gut 18 Grad Celsius besitzt, wirkt es erfrischend wie kaltes Bergwasser. Wasser ist wertvoll.

chendes Fieber. Diese Krankheit gehörte schon zu den ‚ägyptischen Plagen'.

Diese wenigen Angaben machen nur zu klar die Worte von Prof. Dr. MacDonald zur Tagung der Weltgesundheitsorganisation in Mexico-City verständlich: „Sind wir die Sklaven oder die Herren des Wassers? Die riesigen Flüsse und Ozeane sind Giganten, bei deren Aufbäumen wir zittern. Wir müssen sie beherrschen oder sie beherrschen uns. Zu den Völkern mit Wohlstand und Kultur gehörten stets diejenigen, die ihre Flüsse regulierten und eine Industrie aufbauten, aber nicht diejenigen, die Kriege führten!"

Wir brauchen immer mehr Wasser!

Man braucht nicht mehr zu fragen: Wozu braucht man Wasser? Die Antworten würden kein Ende nehmen. Dagegen gibt es keine Antwort auf die Frage: Wozu braucht man kein Wasser?

Der Rohstoff Wasser ist der am meisten gebrauchte Rohstoff der Industrie. Amerikas Wirtschaft verbrauchte 1950 achtmal soviel Wasser wie 1900. Bis 1975 wird sie die zwanzigfache Wassermenge des Jahres 1900 beanspruchen und im Jahre 2000 das fünfzigfache.

Einige Zahlenbeispiele: Für die Gewinnung von 1 Tonne Erdöl braucht man 18 Kubikmeter Wasser. Um 4 Liter Benzin zu produzieren, verbraucht man 45 Liter Wasser. Amerika hofft, in diesem Jahr 10 Millionen neuer Autos aus seiner Produktion abzusetzen. Jeder mittlere Wagen braucht auf 100 km ca. 16 Liter Benzin! Zur Erzeugung von 1 Tonne Stahl sind 30 Kubikmeter Wasser nötig. Die Stahlerzeugung der gesamten Welt steigt rapide an.

Ein Pfund Papier braucht 108 Liter Wasser zu seiner Herstellung.

Um 1 Tonne Zellulose zu gewinnen, müssen 400 Kubikmeter Wasser vorhanden sein.

Amerika hat für die heißen Gebiete seines Landes ‚aircondition' (Luftkühlung) eingeführt. Das System für die Häuser ist das gleiche wie bei unseren Kühlschränken. Die Luftkühlung eines großen, sechsstöckigen Gebäudes verbraucht pro Tag 13 500 000 Liter Wasser, das ist soviel wie eine Stadt mit 25 000 Einwohnern. Für die Bundesrepublik haben Fachleute errechnet, daß ein Wasserbedarf von 7 Milliarden Kubikmeter 1953 im Jahre 1963 auf 10 Milliarden Kubikmeter angestiegen sein wird.

Der Einzelbedarf eines Mitteleuropäers lag schätzungsweise bei 140 Liter pro Tag und Kopf im Jahre 1950; 1960 werden es 154 Liter und 1980 186 Liter sein. Dagegen kamen um 1800 die Menschen pro Tag mit ca. je 10 Litern aus.

Der Anstieg des Wasserverbrauches ist unheimlich. Zur Industrie kommt die Landwirtschaft mit ihren Wasserforderungen. Amerikas hochentwikkelte Landwirtschaft verbraucht mit ihren Beregnungsanlagen noch einmal soviel Wasser wie 5 Prozent der Regenmenge des gesamten Landes entspricht.



LUFTAUFNAHME KALIFORNISCHER ORANGENHAINE. Die künstlichen Beregnungsanlagen haben kahle Landschaften in blühende Gärten verwandelt. Die Landwirtschaft verbraucht durch jede mehr produzierte Ähre mehr Wasser. Wir aber müssen stärker produzieren, weil jeder Tag mehr Menschen bringt. Wo hat das Wasser seine Grenzen? Daran müssen wir schon denken.

In der deutschen Landwirtschaft hat sich in den letzten 100 Jahren die Anzahl der Rinder verdoppelt und ihr Gewicht und ihre Milchleistung vervierfacht. Wir haben schätzungsweise 12 Millionen Rinder, jedes Rind braucht bei Grünfutter pro Tag 25—40 Liter Wasser, bei Trockenfutter 50—80 Liter Wasser.

Wissenschaftler errechneten, daß im Jahre 2100 zum ersten Mal der Engpaß Wasser deutlich fühlbar wird.

Aber wir haben bereits jetzt alarmierende Zeichen. Am 10. Januar meldete Madrid: Die Industriestadt Barcelona und das katalanische Industriegebiet im Norden Spaniens müssen seit Dienstag den elektrischen Strom rationieren. Ursache ist die langanhaltende Trockenheit.

Nicht Streiks werden in Zukunft die Fabriken zum Stillstand zwingen, sondern der mangelnde Rohstoff Wasser! Präsident Eisenhower fuhr am 14. Januar trotz der gespannten weltpolitischen Lage nach Texas, das gegenwärtig von einer verhängnisvollen Dürre heimgesucht wird. Das Bundeswetteramt in Washington gab bekannt, daß das Gebiet zwischen Neumexiko und Texas von der größten Dürrekatastrophe seit dem 17. Jahrhundert heimgesucht wird. Landwirtschaft und Industrie haben enorme Schäden erlitten.

Wasser wird die Politiker zwingen, als Verantwortliche neue Wege zu gehen. Wasser wird das Gesicht unserer Erde verändern.

Rußland ändert sein Klima!

Heute sind in der Ukraine bereits 7 tiefe Waldgürtel angelegt, um die trockenen Winde der kirgisischen Steppe zu hindern, das fruchtbare Land auszutrocknen. Rußland legt riesige künstliche Seen an, z. B. das Rybinsker Meer nördlich von Moskau, um das Klima feuchter zu gestalten.

Die gewaltigen Ströme Zentralasiens ergießen sich nutzlos in das Eismeer. Gigantische Pläne liegen auf den Schreibtischen russischer Wissenschaftler, die versuchen, diese abfließende Wasser nach Süden umzulenken und auf diese Art und Weise ein neues flaches, asiatisches Mittelmeer zwischen Kaspischem Meer, Aralsee und Balchaschsee entstehen zu lassen.

Die Klimaprojekte der Sowjetunion verlangen heute bereits eine Jahresausgabe, die einem Viertel der amerikanischen Rüstungskosten gleichkommt.

Die Wüste wird blühen!

Die Umwandlung von Meerwasser in Süßwasser wird eine immer größere Rolle spielen. Wüste Landstrecken an Küstengebieten können in blühende Gärten verwandelt werden. Theoretisch steht diesem Plan nichts mehr im Wege, in der Praxis ist es das Geld. Es gibt heute bereits Seewasserdestillationen auf Schiffen, in Kuwait, auf den Bermudas und Curacao.

Der Plan von ‚Atlantropa' ist schon über 40 Jahre alt. Der deutsche Ingenieur Soergel errechnete, daß man in rund 140 Jahren über 60 Millionen Hektar Ackerboden aus dem Mittelmeer gewinnen würde. Man hat beobachtet, daß im Mittelmeer alljährlich weit mehr Wasser verdunstet, als die ins Mittelmeer strömenden Flüsse mitbringen. Nur durch die starken Zuströmungen aus dem Schwarzen Meer und dem Atlantischen Ozean wird das Mittelmeerbecken ständig neu ausgefüllt. Wenn man die Zuflüsse bei Gibraltar und bei den Dardanellen sperren würde, senkte sich der Meeresspiegel des Mittelmeeres jährlich um 1,5 Meter. Die Wüste würde zu blühen beginnen.



DER NIL machte Ägypten einst zum Mittelpunkt der alten Welt. Die großen Flüsse sind immer die Wiegen der menschlichen Kulturen gewesen, ganz gleich, ob sie Euphrat, Tigris, Nil oder Rhein heißen. Wir wissen: das Leben kam aus dem Wasser.

So bunt ist die Welt

Rita ist von den Männern enttäuscht

Hollywood – Rita Hayworth traf in diesen Tagen wieder in Hollywood ein und will nun mit aller Energie an die Arbeit gehen und die Welt des Films wieder für sich zurückerobern, die sie um der Liebe willen vernachlässigte.
Allerdings versichern jene, die Rita Hayworth seit ihrer Rückkehr sahen, daß sie nur noch ein Schatten ihrer selbst sei, unglaublich nervös, eine Frau, die auf alle Fragen, die man an sie richtet, gereizt und mürrisch antwortet.
Sie erklärte: „Mit der Liebe und den Männern bin ich fertig. Ich habe nichts anderes geerntet als bittere Enttäuschungen und Zurücksetzung. Ich glaube niemand mehr ein Wort, wenn er mir von Liebe spricht. Drei Ehen haben mir genügt. Mein Herz ist tot. In mir ist alles leer."
Uneingestanden war ihre größte Enttäuschung in Europa die Tatsache, daß sie mit Ali Khan, ihrem früheren Gatten, nicht zu einer Versöhnung kommen konnte, sondern daß Ali vielmehr von ihr die Zustimmung dazu verlangte, daß in der Schweiz noch einmal die Scheidung ausgesprochen werde, die in USA schon einmal erfolgt war.


Rita Hayworth

Es hatten sich jedoch juristische Komplikationen ergeben. In Frankreich und England waren bei den Juristen Zweifel entstanden, ob die Scheidung nach europäischen Gesetzen gültig sei.
Um zu vermeiden, daß er, Ali Khan, oder Rita Hayworth beim Abschluß einer neuen Ehe eventuell wegen Bigamie belangt werden können, zog Ali Khan vor, sich zwar mit Rita zu versöhnen, aber mit ihr die Bedingungen auszuhandeln, unter denen man sich endgültig trennen konnte. Und Rita kann es immer noch nicht verwinden...



Panne beim Fernseh-Quiz

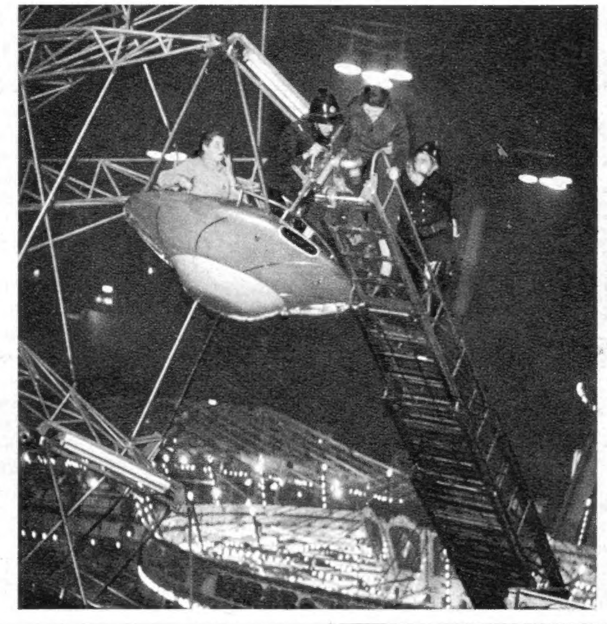
Paris – Beim französischen Fernseh-Quiz ging es um einen Geldpreis von 12 000 DM nach unserer Währung.
Der Gefragte hatte aus dem Gebiet des Fischfangs die Frage zu beantworten, wie man früher beim Wal- und Stockfischfang das Einsalzen nannte. Seine Antwort kam wie aus der Pistole.
Als man ihm applaudierte, gestand der Gefragte, er habe auf dem Zettel des Sprechers die Antwort von hinten lesen können, weil der Zettel durchsichtig war. Das Preisgericht bestimmte, daß er wegen seiner außergewöhnlichen Ehrlichkeit trotzdem die 12 000 DM erhalten sollte. In Zukunft aber will man anderes Papier nehmen . . .

Ehefrau in Ketten

Paris – „Sie müssen ein anderes Mittel finden, um Ihre Frau ans Heim zu fesseln", sagte der Scheidungsrichter, als er Monsieur Roger Quil für allein schuldig erklärte. Quil hatte seine Gattin jeden Vormittag mit einer Kette an einen Küchenschrank gefesselt und mit einem dazugehörigen Patentschloß verriegelt. „Sie ging immer ins Café", erklärte der eheliche Kerkermeister, „und vernachlässigte das Mittagessen!"

Freundliches Steueramt

Tokio – Die japanischen Steuerbehörden erweisen sich in der letzten Zeit als großzügig, wenn säumige Zahler bereit sind, zu arbeiten, um weiteren Aufschub zu bekommen.
Wer sonntags freiwillig und unentgeltlich bei Sportplatzneubauten, beim Bau von Schwimmhallen oder bei der Müllabfuhr mitwirkt, bekommt für jede Stunde Arbeit einen Tag Aufschub für seine Zahlungen.
50 v. H. der Säumigen haben von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht, allerdings sämtlich bei der Errichtung von Sportstätten. Zur Müllabfuhr meldete sich niemand...



Spiel mit Untertassen

Daß mit fliegenden Untertassen nicht zu spaßen ist, stellte sich im Londoner Vergnügungspark ‚Olympia' heraus, als nämlich das ‚russische Rad' mit den Untertassen plötzlich aus den Fugen geriet. Der wartenden Menschenmenge und noch mehr den Insassen der ‚Ufos' stockte der Atem. Das Riesenrad bekam eine solche Schlagseite, daß jeden Augenblick mit seinem völligen Zusammenbruch zu rechnen war. Und das zu einem Augenblick, in dem auf den umliegenden Karussells Hunderte von Kindern fuhren. Zum Glück hielt das Stahlgerüst. Und dann begann eine dramatische Rettungsaktion, an die sich die Londoner Feuerwehr noch lange – halb ernst, halb schmunzelnd – erinnern wird. Die ‚Passagiere' mußten einzeln aus ihren ‚Untertassen' geholt werden, was nicht ganz ungefährlich war, da wirklich nicht feststand, ob das Rad sich in seiner schrägen Lage halten würde. Vizemarschall S. C. Elworthy, Kommandant des englischen Lufthafens Bracknell, saß mit Töchterchen Claire in einer der Untertassen und wartete auf die Befreier. Claire erzählte den Feuerwehrmännern später: „Pappi hat mir die ganze Zeit Geschichten erzählt, da habe ich keine Angst mehr gehabt." Die letzten, die aus ihrer luftigen Höhe heruntergeholt wurden, waren die vierjährige Caroline und ihre Oma, die – von dem Schrecken abgesehen – keinen Schaden nahm.



Der schwere Verdacht

Ich glaube, ich war die einzige Frau, nein, der einzige Mensch, der ihn auf dieser Erde verstand. Ich war ganz jung in die Firma seines Vaters gekommen, als kleines unbeholfenes Lehrmädchen. Damals vor zehn Jahren hatte ich Heinz dreimal gesehen. Das erste Mal schien die Sonne. Es war ein schöner Juli-Tag. Ich war ganz allein im Büro. Es war um die Mittagsstunde. Und auf einmal stand er in der Tür und lächelte. Und ich lächelte zurück. Ich war sehr glücklich.

Denn ich hatte gerade mit einem guten Bekannten, den ich beinahe zu lieben glaubte, am Vorabend eine häßliche Auseinandersetzung gehabt und fühlte mich auf einmal so einsam, so verlassen. Und nun kam er und brachte Licht und Sonne und Fröhlichkeit in dieses Zimmer, in dem ich arbeitete, und in mein Herz.

Er sprach nicht viel. Er sagte guten Tag. Er nahm aus seiner Tasche einen Riegel Schokolade und reichte ihn mir. Dann schaute er mich noch einmal an, legte den Kopf ein wenig schief und meinte: „Ganz niedlich, aber das schöne Kind müßte etwas für die Augenbrauen tun, und die Haare müßten ein wenig anders sein!"

Er strich mir über die Haare, als wollte er sie in Wellen legen. Ich weiß noch, daß es mich damals durchfuhr, als ginge von seinen Händen ein elektrischer Strom aus.

In den nächsten Tagen lag ich auf der Lauer. Aber ich erfuhr dann durch einen Zufall, daß Heinz nach Süddeutschland in ein Internat geschickt worden war und vielleicht erst in einem Jahr zurückkehrte. Es dauerte nicht ganz so lange, aber viel zu lange für mein verliebtes und wartendes Herz.

Er sollte auf einmal bei uns in der Firma mitarbeiten. Ich war zuerst glücklich, selig. Aber dann, je mehr ich darüber nachdachte, um so größer wurde meine Angst. Ich fürchtete, meine Arbeit nicht mehr tun zu können, wenn er in meiner Nähe war. Aber die Schwierigkeit kam gar nicht durch mich, nicht durch ihn, sondern — durch seinen Vater. Ich hatte nie einen Menschen gesehen, der wie der Vater von Heinz uns gegenüber von einer so unbestechlichen Härte war und seinen eigenen Sohn so ungerecht behandelte, als hasse er ihn.

Mir tat es bald bitter leid, daß Heinz zu uns in den Betrieb gekommen war. Wir versuchten, ihm zu helfen. Wir wollten es ihm leicht machen. Manchmal konnte ich ihm ganz still, wenn keiner hinsah, die Hand drücken und ihm ein Lächeln schenken. Aber sonst war es furchtbar. Ich sah, wie er litt.

Hinzu kam, daß ich bei mir zu Hause kaum Freude hatte und deshalb wohl nicht genügend Sonnenschein in mir trug, um ihn an Heinz weiterzugeben. Mein Vater hatte nach dem frühen Tod meiner Mutter wieder geheiratet. Meine Stiefmutter war eine merkwürdige Frau. Wenn sie irgend etwas erreichen wollte, dann legte sie sich ins Bett, simulierte ein altes Herzleiden und versicherte, daß sie bald sterben würde, und verlangte dann von uns, daß wir uns um sie kümmerten, den ganzen Haushalt machten, abends nach der schweren Büroarbeit uns um alles kümmerten, während sie krank war.

Mein Vater hatte mir von klein an eingeprägt, daß ich gegenüber meinen Eltern und auch gegenüber dieser Stiefmutter zu Dankbarkeit und Liebenswürdigkeit verpflichtet sei. Ich tat, was ich konnte. Aber dieses ewige Kranksein der Stiefmutter zermürbte mich. Und wenn ich dann ins Büro kam, dann hatte ich meine Sorge mit Heinz.

Wir waren einander ein wenig näher gekommen. Er hatte mir in einer stillen Stunde sein Herz ausgeschüttet. Es war wirklich so, daß sein Vater aus ihm unerfindlichen Gründen ihn seelisch ablehnte, beinahe haßte. Ich hatte mich also nicht getäuscht. Aber ich versuchte vergeblich, Heinz zu trösten. Er wurde immer trauriger. Ich sah, wie er blaß wurde und abmagerte. Und eines Tages kam er nicht ins Büro.

Ich hatte an jenem Tag Überstunden zu machen. Auf einmal stand er, nachdem die anderen gegangen waren, neben mir.

„Ich weiß, daß hier kein anderer Mensch ist als Sie, der mich versteht. Ich bin krank. Ich fahre morgen zur Erholung fort. Behalten Sie mich in guter Erinnerung. Ich sage Ihnen ganz offen, daß ich nicht mehr nach hierhin zurückkäme, wenn Sie nicht wären!"

Und am nächsten Morgen war er abgereist, irgendwohin in die Schweiz. Ich hörte noch, wie sein Vater über ihn schimpfte und nicht an seine Krankheit glaubte, obwohl der Arzt sie bestätigte. Für mich war die Sonne wieder einmal untergegangen. Ich ging auf in meinem alltäglichen Trott: in der Büroarbeit bis in den Abend hinein, in der Mühe und Arbeit zu Hause um die kranke Stiefmutter, die es meisterhaft verstand, uns von einem Tag zum anderen in einer nervösen Spannung zu halten...

Heinz war 23 Tage fort, da bekam ich im Büro morgens ganz früh, als die anderen noch nicht da waren, einen Telefonanruf. Es war Heinz.

„Sagen Sie, Fräulein Agathe, können Sie mir Geld leihen? Es ist sehr dringend, und ich darf meinem Vater nichts davon sagen — nein, unter keinen Umständen, es braucht nicht viel zu sein — zweihundert oder dreihundert Mark — es ist eine Ehrenschuld, die ich sofort erledigen muß..."

Nicht viel — zweihundert oder dreihundert Mark! Er hatte keinen Begriff für Geld und Geldeswert. Woher sollte ich soviel Geld nehmen? Ich mußte zu Hause jeden Pfennig abliefern. Ich hätte nicht einmal Vorschuß nehmen können, um Heinz zu helfen. Wenn ich irgendeinen Wertgegenstand besessen hätte, ich hätte ihn sofort verkauft, um ihm das Geld zu schicken. Ich war gerührt über das Vertrauen, das er mir entgegenbrachte, und traurig, weil ich nicht in der Lage war, ihm zu helfen.

Er sagte noch irgendein nettes liebes Wort, und dann war das Gespräch zu Ende. Zehn Tage später war Heinz wieder da. Er sah frisch und gebräunt aus. Aber seine Augen gefielen mir nicht. Seine Augen waren unruhig. Auch seine Hände tasteten nervös, er rauchte viel mehr und schneller und hastiger als sonst.

Ich hatte keine Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Ich wollte ihn fragen, ob er damals doch noch jemand fand, der ihm das Geld lieh. Aber es mußte ja alles längst in Ordnung gekommen sein.

Am nächsten Morgen war unter der Post, die ich aus unserem Schließfach auf dem Weg zum Büro mitzubringen pflegte, ein Brief für Heinz. Auf der Rückseite stand ein Absender „Friedrich Holler — Hamburg".

Ich gab Heinz diesen Brief. Er nahm ihn hastig an sich, las ihn versteckt am Fenster stehend, knüllte ihn dann zusammen und steckte ihn in die Hosentasche. Seine Augen waren an diesem Tage noch nervöser.

Am nächsten Morgen gab es bei uns im Büro einen Aufruhr, eine Sensation: der Hauptbuchhalter stellte fest, daß aus seiner Kasse, aus dem Geldschrank elfhundert Mark verschwunden waren.

„Es muß ein Irrtum sein! Es hat doch niemand außer ihm den Schlüssel. Sie selbst haben den Schrank gestern unter Aufsicht gehabt, ihn selbst abgeschlossen, ihn selbst heute morgen aufgemacht und..."

„Ich kann meine Augen nicht überall haben! Es genügt, daß jemand am Geldschrank vorbeigeht und blitzschnell hineingreift und mit dem Geld verschwindet. Vielleicht war es ein Eilbote, einer der Transportarbeiter, was weiß ich!"

Mir wollte das Herz stillstehen. Denn als ich abends aufräumte, hatte ich auf dem Boden neben dem Fensterplatz den zusammengeknüllten Brief gefunden, den Heinz in seine Tasche steckte und dann wohl verlor.

„... Sie sind sich hoffentlich darüber im klaren, daß Spielschulden Ehrenschulden sind, die schnellstens erledigt werden müssen. Sollte ich innerhalb der nächsten zehn Tage nicht im Besitz des Geldes sein, werde ich mich mit Ihrem Vater in Verbindung setzen.

Ich bedaure sehr, daß Sie von der Freundschaft, die Sie mir scheinbar entgegenbrachten, einen so merkwürdigen Gebrauch machten, indem Sie daraus offenbar für sich den günstigen Schluß ableiten, Ihre Schulden nicht bezahlen zu brauchen. Ich bin rücksichtslos in der Eintreibung des Geldes, das man mir schuldet ...“

Ich, nur ich wußte dieses Geheimnis. Ich wußte auch, was es für Heinz bedeutete, wenn dieser Fremde aus Hamburg sich an den Vater wenden würde, der für nichts, nicht für den kleinsten Fehler, den Heinz beging, Verständnis aufbrachte. Es wäre das Ende für Heinz gewesen. Er hätte ihn aus dem Hause gejagt. Das traute ich unserem Chef tatsächlich zu.

Die Schlüsse, die ich zog, lagen nahe. Und inzwischen ging in unserem Büro das Gespenst des Verdachts um. Der Hauptbuchhalter wollte die Polizei rufen. Der Kassierer war der Ansicht, daß wir damit nicht weiterkämen, sondern höchstens dem Ruf der Firma schadeten. Außer mir waren noch drei kleine Büroangestellte da. Es ist selbstverständlich, daß auch wir in Verdacht gerieten, daß der Steuerberater, der mit dem Hauptbuchhalter zusammen die Bücher führte, auch uns ins Verhör nahm. Ihm hatte man die Aufgabe gestellt, das Geheimnis dieses Diebstahls zu klären.

Und er kam zu einem merkwürdigen Schluß: Die Frau des Kassierers war seit zwei Jahren krank. Er hatte oft Vorschuß nehmen müssen, um die Kosten zu tragen. Und nun hatte er mehrere Rechnungen beglichen, wie unser Steuerberater feststellte. Er behauptete, er hätte im Pferderennen gesetzt und gewonnen. Aber der Verdacht ballte sich für ihn gefahrdrohend zusammen.

Und ich wußte doch, daß der Kassierer es nicht war, sondern daß nur einer es gewesen sein konnte — Heinz! Ich wußte es und durfte nicht sprechen. Ich konnte ihm nicht einmal meinen Verdacht, der in mir eine Gewißheit war, sagen. Aber ich hatte ganz tief in meiner Handtasche im Futter, das ich an der Seite löste, jenen Brief aufbewahrt — für alle Fälle.

Sie hatten Kriegsrat gehalten und beschlossen, dem Kassierer ein Ultimatum zu stellen, das Geld wieder herbeizuschaffen oder die Sache würde der Polizei übergeben. Ich sah, wie der alte Mann zusammenbrach und unter Tränen schwur, er sei es nicht gewesen.

Da wußte ich, daß es keinen anderen Weg gab, als die Trumpfkarte auszuspielen, die ich in den Händen hielt. Ich schrieb auf ein kleines Stück Papier, das ich Heinz in die Hand spielte:

„Ich muß Sie unbedingt heute abend um 19 Uhr sprechen. Ich warte auf der Alleestraße am dritten Baum auf Sie.“

Heinz kam. Er schien irgend etwas zu ahnen. Er fuhr mich an: „Was ist los? Weshalb dieses Rendezvous?“

Ich ließ mir Zeit. Wir gingen nebeneinander durch die Parkanlagen.

„Sie haben einmal gesagt, Heinz, daß ich Sie verstünde. Aber dieses Verstehen hat eine Grenze. Wir dürfen den alten Kassierer nicht schuldig werden lassen ...“

„Aber wenn er es doch nicht gewesen ist!“ erwiderte Heinz mit einer übersteigerten Heftigkeit.

„Es gibt zwei Menschen, die wissen, daß er es nicht war — der eine bin ich und der andere sind Sie!“

Und dann nahm ich aus meiner Handtasche jenen Brief, den er damals in die Tasche steckte, und den ich fand und wieder schön glättete und Heinz nun reichte.

„Der Brief fiel aus Ihrer Tasche, ich habe ihn gelesen. Sie bekamen diesen Brief an dem Tag, an dem das Geld verschwand. Brauchen wir mehr über diesen Fall zu sagen? Ich mache Ihnen einen Vorschlag: ich gehe zu Ihrem Vater, gleich heute abend, und ich sage Ihrem Vater, ich sei's gewesen, ich hätte das Geld gebraucht, um meiner Mutter, meiner Stiefmutter, die ewig krank ist, eine Kur, eine Behandlung zu bezahlen, ich hätte es nicht mehr ertragen können, die Frau leiden zu sehen, ich will es auf mich nehmen, Heinz.

Er kann mich der Polizei übergeben, er kann mit mir ein Abkommen treffen, den Betrag zurückzuzahlen, so daß er sich schadlos hält. Sind Sie damit einverstanden, Heinz? Auf alle Fälle lasse ich es nicht auf diesem armen alten Mann sitzen!“

Heinz war einen Augenblick starr.

„Nein, ich gehe selbst zu meinem Vater, es ist schon besser so. Ich muß mit ihm Klarheit schaffen“, sagte er dann.

„Ich lasse Sie nicht allein gehen, Heinz! Ich gehe mit!“

Und dann ging ich tatsächlich noch an diesem Abend mit zu seinem Vater. Und ich war die Advokatin, die Fürsprecherin für Heinz. Ich wußte selbst nicht, woher ich die Worte nahm, um für seine Sache zu plädieren und dem alten harten Mann klar zu machen, daß er durch seine Härte mitschuldig war an allem, was geschah.

Und als ich den Tatbestand geschildert hatte und ihm nun freistellte zu tun, was ihm für gut erscheine, da polterte der alte Mann nicht erregt los, wie ich es befürchtet hatte, sondern er sprach mit einer ganz dunklen müden, beinahe gebrochenen Stimme: „Sie haben recht, es hätte alles anders kommen können. Nur wir wissen, was war. Ich bin bereit, unter alles einen Strich zu ziehen und von dieser Stunde an mit Heinz zu einem besseren, zu einem anderen Einvernehmen zu gelangen; aber ich tue es nur unter einer Bedingung: Sie, Fräulein Agathe, müssen die Frau meines Jungen werden. Fragen Sie nicht warum, Sie wissen es selbst.“

Ich ging mit Heinz an diesem Abend durch die dunklen Straßen zu der kleinen Wohnung des Kassierers. Wir läuteten spät und sahen in ein verstörtes Gesicht. Wir sagten ihm nur durch den Türspalt: „Es hat sich alles geklärt, Herr Kramer, es war ein Buchungsfehler, der Chef hat es persönlich herausgefunden, das wollten wir Ihnen nur sagen!“

Es ist dann alles so gekommen, wie der alte Mann, wie der Vater von Heinz es gewünscht hatte. Heinz war glücklich, als ich trotz allem, was ich von ihm wußte, trotz allem, was geschehen war, vorbehaltlos ja sagte.

Wir sind nun schon seit vielen Jahren glücklich, sehr glücklich. Wir haben nie mehr über das gesprochen, was damals war.

Noch eine Kleinigkeit muß ich erzählen, weil sie mit in diese Geschichte hineingehört und weil sie es mir leichter machte, mich von allem, was mich sonst band, loszulösen. Ich war an jenem Abend spät nach Hause gekommen. Ich ging ganz leise nach oben in mein kleines Zimmer. Auf einmal hörte ich Geräusche in der Wohnung, ich horchte, ich lauschte, da ging jemand durch den Flur zur Küche. Ich wurde neugierig. Ich ging diesen Schritten nach. Aber ich ließ mir Zeit.

Und da ertappte ich unsere Stiefmutter, die uns glauben machte, daß sie seit Wochen bettlägerig sei und nichts zu sich nähme, wie sie in der Küche umherging und sich etwas zu essen anrichtete. Sie schrak zusammen und stieß einen Schrei aus und tat, als wollte sie sich zu Boden sinken lassen.

Ich schüttelte den Kopf und nahm sie beim Arm: „Komm, Mutter, es erfährt keiner etwas. Aber von morgen an bist du gesund, ganz gesund, so wie ich, und wie du es in Wirklichkeit bist, sei es auch für die Welt!“

Sie machte ein trotziges Gesicht. Aber dann ging sie zurück in ihr ‚Krankenzimmer‘ mit den Butterbroten, die sie für sich zurechtgemacht hatte.

Und vom nächsten Tag an war sie wirklich gesund. Und ich brauchte mir keine Sorgen zu machen, meinen Vater mit einer ‚schwerkranken Frau‘ allein zu Hause zurückzulassen, als ich Heinz dann eines Tages heiratete.

Die Schatten sind längst verflogen. Über uns scheint die Sonne. Heinz ist der beste Helfer seines Vaters geworden. Sie verstehen sich wie selten Vater und Sohn. Nur manchmal sagt der alte Vater, wenn ich mit ihm allein bin: „Weiß der Teufel, was aus uns geworden wäre, wenn wir nicht dich gehabt hätten, kleines, tapferes Mädchen!“

Agathe Schr., 33 J.

Das waren Zeiten

ZWEITER TEIL

Nach langen Jahren der Entbehrung forderte auch in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg das bunte, wirbelnde Leben sein Recht. Amüsierbetriebe schossen wie Pilze aus dem Boden. Mit der alten Ordnung waren auch alte Hemmungen zerbrochen, und es gab mancherlei schlimme Auswüchse. Ein dramatisches Schicksal aus jenen Tagen ist besonders typisch für die moralischen Folgen des Krieges und für eine Gesellschaft, die der neu errungenen Freiheit noch nicht die notwendigen Zügel anzulegen wußte: das Schicksal der berüchtigten Tänzerin Anita Berber. Es begann damit, daß sie ihren Vater vermißte . . .

SIE KAM ALS NAIVES KLEINES MÄDCHEN UND WURDE

Königin der Nacht

Das kleine Mädchen hob den Kopf von den Schularbeiten. Es nahm die Brille ab und wischte eine heimliche Träne aus den Augenwinkeln.

„Mutti", fragte es dann zaghaft, „Mutti, warum wohnt Papa nicht mehr bei uns? Und warum besucht er uns nie?"

„Aber Anita", wich die Mutter aus, „wir haben doch oft genug Besuch..."

Und als das Mädchen noch nicht befriedigt zu sein schien, fügte sie rasch hinzu: „Mach dir nicht so viele Gedanken. Das lenkt nur ab von den Hausaufgaben."

Die Kleine mit den kurzsichtigen, von Entzündung geröteten Augen beugte sich wieder über das Heft. Aber es war durchaus noch nicht fertig mit den quälenden, sehnsüchtigen Gedanken an den Vater, der die Mutter und sie allein gelassen hatte, weil es mit der Ehe nicht in Ordnung gewesen war.

Und es tröstete Anita Berber auch nicht, daß in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg viele Kinder hinfort von Vater oder Mutter Abschied nehmen mußten, weil eine wahre Hochflut der Ehescheidungen einsetzte.

Viele Menschen hatten sich in langen Jahren kriegsbedingter Trennung „auseinandergelebt". Sie fanden nicht wieder zusammen. So wie sich Anfang des Krieges junge Paare vor Standesämtern und Kirchen drängten, um den Bund fürs Leben zu schließen, so stauten sie sich nun in den Gerichtssälen.

Die Scheidungswelle war so groß, daß Advokaten mit Geschäftssinn sich rasch auf dieses Gebiet spezialisierten, zumal die Epidemie der Ehekrisen nicht einmal vor den Angehörigen des Kaiserhauses haltmachte.

War Kaiserin Auguste Viktoria schon erschüttert gewesen, als Kronprinzessin Cecilie ablehnte, ihrem Gatten ins Exil zu folgen, weil er „längst gewohnt wäre, eigene Wege zu gehen", so war sie der Ohnmacht nahe, als sie in Holland erfuhr, daß ihr Sohn August Wilhelm, Auwi genannt, sich scheiden lassen wollte.

Nein, Anita Berber war nicht das einzige Kind, das in der wirren Nachkriegszeit nicht begreifen wollte, daß eine Familie auf einmal keine Familie mehr sein sollte. Aber das war ihr in ihrer Sehnsucht nach dem Vater kein Trost...

Anitas Eltern hatten sich schon vor längerer Zeit scheiden lassen, denn beide waren Künstler — und bekanntlich sind Künstlerehen ja seit jeher nur selten von Bestand.

Felix Berber war ein berühmter Geiger des Leipziger Gewandhaus-Orchesters, und die schöne Frau Lucie galt als die rassigste und pikanteste Vortragskünstlerin Berlins, die sogar im „Wintergarten" auftrat.

Damals, als die kleine Anita vom Gericht ihrer Mutter „zugesprochen" wurde und sie von ihrem vergötterten Vater Abschied nehmen mußte, war sie ein Schulmädchen gewesen. Niemand hätte vermuten können, daß dieses gedrückte, unscheinbare Kind schon bald einen kometenhaften Aufstieg erleben und zum Symbol der chaotischen Inflationszeit werden sollte.

Niemals hatte Anita die Trennung von ihrem Papa überwunden, und die vielen anderen „Onkels", die nun ins Haus kamen, waren kein Ersatz für den Vater, den sie liebte und nach dem sie sich verzweifelt sehnte.

Wie oft hatte sie sich nachts in den Schlaf geweint! Papa hatte doch damals versprochen, daß er sie bald besuchen würde, aber nie war er gekommen, immer war er auf Reisen, und das Kind Anita fühlte sich allein und verlassen.

Auch sonst hatte Anita es schwer, weil sie kurzsichtig war und immer überanstrengte und entzündete Augen hatte. Deshalb bekam sie eine Brille, und diese häßlichen, stahlgefaßten Gläser wurden ihr zum Feind.

Oh, diese fürchterliche Brille! Verzweifelt hatte sich Anita gewehrt, sie tragen zu müssen. Sie schämte sich vor den Schulkolleginnen, die sich über sie lustig machten und sie nur die „Brillenschlange" nannten, und auch zu Hause, kam sie sich wie ausgestoßen vor, zumal Mama so schön und elegant war und sie wie das häßliche kleine Entlein behandelte.

Niemals hatte diese berühmte und gefeierte Mama Zeit für ihr kleines Töchterchen, und seit sich Frau Lucie Berber ein Kinderfräulein leisten konnte, bekam Anita ihre vielbeschäftigte Mutter nur noch äußerst flüchtig zu sehen.

Jeden Nachmittag mußte sie nun mit dem Fräulein in den Zoo gehen. Und während sich die Erzieherin mit jungen Herren auf der Bank küßte, wurde Anita weggeschickt, um brav Ball zu spielen.

Ach Gott, Papa war weit weg, niemand kümmerte sich um sie, allen stand sie im Weg, und ganz besonders dem Fräulein. Na ja, die hatte es leicht, die konnte den Männern imponieren! Sie war üppig, hatte einen Busen, trug Schuhe mit hohen Absätzen und sogar einen Straußenfederhut! Aber sie — sie mußte immer in einem ekelhaften Matrosenkleidchen und einer Mütze mit dem Band: „S.M.S. Hohenzollern" umherlaufen und durfte die Haare nicht offen tragen, sondern zusammengeflochten zu zwei kurzen Zöpfchen!

Eines Tages — Anita war gerade fünfzehn — bemerkte sie, daß ein Sekundaner aus dem Gymnasium nebenan hinter ihr herging.

Ihr Herz klopfte. Der erste Mann, der ihr nachstieg — trotz der Brille! Zuerst konnte sie es überhaupt nicht fassen. Aufgeregt wartete sie auf das, was nun geschehen würde — aber es ereignete sich nichts —, nicht das geringste!

Vielleicht war er zu schüchtern...?

Entschlossen drehte sich Anita um — und schon prallten sie aufeinander.

Verlegen stotterte er irgend etwas, aber sie packte ihn resolut am Ärmel, stellte sich auf die Fußspitzen und gab ihm einfach einen Kuß!

Von da an trafen sie sich heimlich in einer Konditorei, schwänzten den Unterricht und machten es dem Kinderfräulein nach.

Doch schon bald flog das Idyll auf, und beide mußten die Schule verlassen.

Bei ihm war das nicht weiter schlimm, denn damals, im Jahre 1919, ging ohnedies alles drunter und drüber; die jungen Männer hatten längst

das Interesse am Studium verloren, und überall hingen verlockende Plakate, die sie beschworen, in Freikorps, den Spartakusbund oder die republikanische Schutztruppe einzutreten.

Aber was sollte man jetzt mit Anita anfangen...?

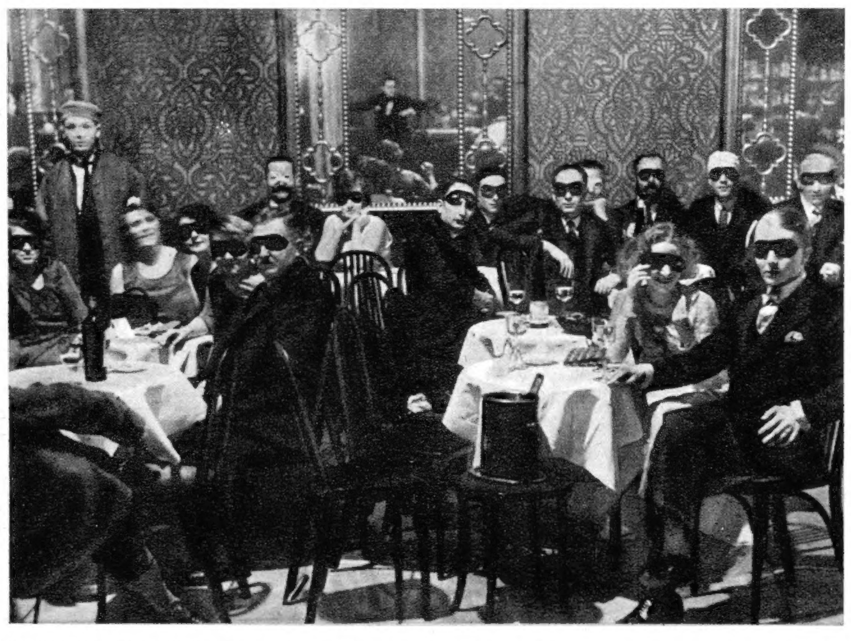
„Wenn du nicht weiter ins Lyzeum gehst, dann stecke ich dich in einen Modesalon in die Lehre!" erklärte Frau Lucie deziert, aber Anita streckte abwehrend die Hände aus: „Nein, Mama, nur das nicht! Niemals werde ich eine Schneiderin, das kannst du nicht von mir verlangen! Ich kann doch dazu gar nicht genug sehen! Ich möchte doch zur Bühne, genau so wie du! Eine Tänzerin will ich werden und bei der Rita Sacchetto studieren!"

„Tänzerin...? Du glaubst, weil du ein paarmal bei Schüleraufführungen herumgehüpft bist...?" Die schöne Mama blickte ihre Tochter skeptisch an: „Und überhaupt, so wie du aussiehst — noch dazu mit einer Brille...? Wie stellst du dir das eigentlich vor?"

„Die Brille brauche ich beim Tanzen nicht", erklärte Anita eifrig, fest entschlossen, ihren Kopf durchzusetzen.

Na gut, dachte Frau Lucie — die ganze Tanzerei hat natürlich nicht den geringsten Sinn, aber wenigstens stört mich das Kind zu Hause nicht. Und kurz darauf meldete sie ihre Tochter bei der Sacchetto an.

In der Ballettschule stellte sich schon nach einigen Monaten heraus, daß Anitas Körper, der zwar noch flach wie der eines Jungen war, über eine geradezu unnatürliche Geschmeidigkeit verfügte:



MASKIERTE BESUCHER gab es in manchen Nachtlokalen, in denen es „pikante Sachen" zu sehen gab. Meistens waren derartige Unternehmen Abend für Abend überfüllt. Da keiner der Gäste Wert darauf legte, erkannt zu werden, trug man eben Masken. Das erhöhte das Vergnügen.

„Sie ist ein Naturtalent! Sie hat Gummigelenke und ist der geborene Schlangenmensch", sagte die gefeierte Sacchetto. „Vielleicht kann man es sogar wagen, sie bei meinem nächsten Tanzabend im ‚Blüthnersaal' auftreten zu lassen."

Schon am folgenden Tag begann sie mit Anita zu der Musik von Kreislers „Liebesleid und Liebesfreud" die Tänze einzustudieren.

Aber die Sacchetto war nicht leicht zufriedenzustellen:

„Du darfst nicht nur mit dem Körper tanzen, Anita: auch in deinem Gesicht muß sich der Schmerz der verlassenen Geliebten spiegeln! Eine Tänzerin muß alle Gefühle darstellen können: Heiterkeit und Trauer — Sehnsucht und die verführerischen Künste der in Liebe erschauernden Frau!" Jedesmal sagte sie es, und auch auf der Generalprobe, am Tag vor der Aufführung, schärfte sie es ihrer Schülerin nochmals ein.

Eigentlich hat sie ganz recht, dachte Anita resigniert, als sie müde die Schule verließ. Aber wie soll man nur Liebesleid ausdrücken, wenn man selber noch keine Ahnung hat, was Liebe überhaupt ist...? Wie soll man auf ein blasiertes Publikum wirken, und verführerisch tanzen, ohne auf diesem Gebiet auch nur die primitivsten Erfahrungen zu haben...? Lächerlich, mit sechzehn Jahren unwissend wie ein neugeborenes Baby zu sein!

Nachdenklich blieb sie an einer Straßenkreuzung stehen. Ach, wenn Papa nur da wäre — den könnte ich fragen, und der würde mir vielleicht alles erklären können...

Aber sie dachte nicht nur an ihren Vater, sondern auch an einen anderen Mann, den sie nicht kannte, von dem sie aber zu Hause schon oft sprechen gehört hatte. Der ist der Richtige! Entschlossen nahm sie die Brille ab und steckte sie in die Tasche des blauen Jäckchens... Die Menschen, Autos und Elektrischen schwankten wie hinter Nebeln, und unsicher tappend bog Anita in die Hardenbergstraße ein.

Es war sieben Uhr, als es an der Tür von Maximilian Brandt läutete. Der berühmte Bühnenautor öffnete selber.

„Sind Sie Herr Brandt...?" fragte Anita, und ihr Herz klopfte bis zum Hals hinauf: „Bitte, ich möchte mit Ihnen sprechen."

Im Salon nahm sie die Mütze vom Kopf und warf mit einem Ruck die zwei kurzen, blonden Zöpfchen zurück. Kurzsichtig blinzelte sie ihn an: „Ich bin gekommen, um Sie zu fragen..." Sie begann zu stottern: „Ach, würden vielleicht Sie so freundlich sein, mich zu Ihrer..." Sie wußte nicht recht, wie sie es ausdrücken sollte, sie wurde rot und dann platzte sie auf einmal heraus: „Ich wäre Ihnen nämlich sehr dankbar, wenn Sie mich zu Ihrer Geliebten machen würden."

„Was soll ich...?" Brandt mußte lachen, er konnte kaum damit aufhören, obwohl er doch ihr kindliches Gemüt nicht verletzen wollte: „Also, wie meinen Sie das, kleines Fräulein?" „Na ja...", sagte Anita: „ich habe mich vorhin dazu entschlossen, Ihre Geliebte zu werden, weil das für mich dringend notwendig ist." Unbekümmert zog sie das Jäckchen aus und setzte sich in einen Fauteuil.

„Darf ich vielleicht wissen, weshalb du dich dazu entschlossen hast?" fragte er amüsiert.

„Weil ich endlich Erfahrungen sammeln muß, und weil Sie der Richtige sind."

„Aber Kind, du willst mir doch nicht einreden, daß du mich liebst?"

Anita blinzelte noch immer mit zusammengekniffenen Augen zu ihm auf: „Nein, natürlich nicht. Aber Sie sind ein Freund von Papa, und deshalb..."

„Wie heißt du denn?"

„Anita Berber. Sie kennen doch Papa...?"

„Ja, gewiß." Brandt begann nervös im Zimmer auf und ab zu hasten, dann blieb er vor ihr stehen: „Paß auf, du wirst jetzt deine Jacke anziehen und sehr brav nach Hause gehen."

„Ach, bitte, schicken Sie mich nicht weg", sagte sie weinerlich.

„Doch, mein Kind!" Sie tat ihm direkt leid, und ihre nun ängstlich aufgerissenen Augen rührten ihn: „Vielleicht sprechen wir in ein paar Jahren darüber."



ANITA BERBER war eine der berühmtesten und berüchtigsten Tänzerinnen der wirren Nachkriegsjahre. Unser Bericht schildert das Schicksal dieser skandalumwitterten Frau, die durch die Strudel der Zeit emporgerissen und hinweggespült wurde. Lesen Sie die ergreifende Schilderung des Lebens Anita Berbers, die aus einem kleinen, naiven Mädchen zur ungekrönten Königin wilden Vergnügungstaumels wurde. *Foto: Handke*

Nächste Woche:
Die große Karriere der Anita Berber

Ja, das waren noch Zeiten...

... als 1912 ein schlanker, sportlicher 35jähriger indischer Fürst, direkter Nachkomme Mohammeds des Propheten, von den Prinzessinnen seines Landes bewundert wurde. Als Oberhaupt der Ismaili wurde er in den nachfolgenden Jahrzehnten von seinen Anhängern bewundert und heute bewundert alle Welt den Haufen Platin, der als Gegengewicht für den inzwischen etwas „vollschlanker" gewordenen „Propheten" bei seinem kürzlichen Jubiläum auf die Waagschale gelegt wurde: **AGA KHAN.**

... als 1916 die königlichen Eltern begeistert waren über die Hingabe, mit welcher ihre 7jährige Tochter ihrer zahlreichen Puppen Mutter war. Mit der gleichen Hingabe steht sie seit acht Jahren ihrem Lande als Landesmutter vor, und daß sie auch im Privatleben ihren drei Mädchen eine gute Mutter ist, beweist die Tatsache, daß sie 1950 in den USA als „Mutter des Jahres" ausgezeichnet wurde: **JULIANE, KÖNIGIN DER NIEDERLANDE.**

... als kurz vor dem Ersten Weltkrieg der Sproß eines alten Pastorengeschlechts auf einem Leiterwagen mit einer Wanderbühne durch das Erzgebirge zog, um sich die ersten Sporen zu verdienen. In den nachfolgenden Jahren zog er dann von Bühne zu Bühne und von Erfolg zu Erfolg, in den Wirren der letzten Nachkriegsjahre auch als Schäfer über die Heide und als einer der gefeiertsten Menschendarsteller unserer Zeit zieht es ihn heute nach den Vorstellungen am liebsten zu seiner Familie: **WERNER KRAUSS.**

... als der 20jährige Sohn eines Chefredakteurs und späteren amerikanischen Konsuls in China 1917 während des Dienstes bei der Küstenartillerie manch gewaltigen scharfen Schuß anbringen mußte. Heute jedoch, wo er als Dr. phil. und bekannter amerikanischer Schriftsteller überaus geschätzt ist, sind es keine gewaltigen Schüsse, sondern eher die kleinen, ironischen Nadelstiche, die seine von religiösem Gefühl und künstlerischem Wagemut getragenen Werke schmücken: **THORNTON WILDER.**

Liebst mich noch?

Ich bin viel allein! schrieb ER nach 18 Jahren... Sehen wir uns wieder? — Lis Byrdahl erzählt die Geschichte einer reifen Frau

Sie warf einen Blick auf die kleine Uhr, die auf ihrem Toilettentisch stand. Es war Zeit, ihm entgegenzugehen. Sie lehnte sich vornüber gegen den Spiegel und betrachtete sich mit bitteren Augen. Er würde sie alt finden... Weshalb das Wort scheuen? Eine Zeitspanne von achtzehn Jahren brachte Falten und graues Haar mit sich. Das hatte ihr bisher nichts ausgemacht, sie hatte sich nie so genau im Spiegel betrachtet und dabei ihr Gesicht mit bangen Händen geglättet wie andere Frauen. Wie töricht von ihr, sich in dieses Abenteuer zu stürzen!

Als sie sich zuletzt gesehen hatten, in einem Juni, war sie 26 und er 33 gewesen; eine zufällige und unvorhergesehene Begegnung von der Art, die romantische Menschen schicksalhaft nennen. Hinter ihr lag damals eine siebenjährige Verlobungszeit — und die Hochzeit stand bevor. Er hatte seine Frau in Johannesburg und die Rückreisefahrkarte in der Tasche.

Es hatte nur ganz kurze Zeit gedauert — einige wenige Tage und helle Nächte, eine Sekunde gegenüber der Ewigkeit, die danach folgte, aber so heftig und intensiv erlebt, weil der Abschied bei jedem Wort und jedem Gedanken näherrückte. Und so schmerzlich genossen, wie man nur etwas Gestohlenes genießt.

Danach — Tränen, Briefe und zuletzt Schweigen, eine allmählich blasser werdende Erinnerung, wie es zu gehen pflegt. Nur einmal war er seither wieder hier gewesen, aber zu dieser Zeit war sie gerade in Frankreich. Das war kurz nach ihrer Scheidung. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, Dolmetscherin zu werden, und sie schaffte es auch. Sein Brief wurde ihr an die Sorbonne nachgesandt. Sie antwortete auch, aber man konnte die beiderseitige Erleichterung zwischen den Zeilen lesen: Sentimentale Worte über die Hoffnungslosigkeit, zurückzublicken, und nun die Suche nach einer Stimmung, die so verwelkt war wie die Huldigungsblumen während eines Juni vor vielen Jahren.

Doch jetzt hatte er geschrieben, er sei zurückgekehrt und beabsichtige hierzubleiben. Seine Frau war gestorben, die Kinder erwachsen.

„Ich möchte Dich gern wiedersehen", stand da in seiner großen steilen Handschrift. „Ort und Zeitpunkt kannst Du bestimmen. Und ich freue mich, wenn Du mir keinen Korb gibst. Ich bin viel allein. Alles hat sich verändert, — aber vielleicht bist Du noch dieselbe?"

Sie hatte gelächelt und darüber nachgedacht, wie naiv er doch war. Von dem Mädchen, das neben ihm am Strand entlanggeschlendert war und ihm kleine Stückchen Bernstein in die Tasche gesteckt hatte, war nichts mehr übriggeblieben.

All die Jahre, die sie auf dem Lande wohnte, ihrer Arbeit zugetan war, den Hunden und einigen wenigen Freunden, hatten sie nüchtern gemacht. Sie arbeitete viel für einen Verlag und unterrichtete zwischendurch ein wenig. Sie fand ihr Dasein beneidenswert.

Am folgenden Tag hatte sie geantwortet, es sei nett, von ihm zu hören, sie freue sich auf ein Wiedersehen. Wenn er mit dem Abendzug herauskäme, würde sie ihm ein Stück entgegengehen. Ihr kurzer Brief war freundlich und gleichmütig.

Das war erst zwei Tage her, aber in diesen achtundvierzig Stunden war etwas Merkwürdiges geschehen. Sie hatte das Gefühl, in einem Zuge zu sitzen, der mit rasender Geschwindigkeit rückwärts fuhr, weg von der Gegenwart, weg von allem, woran sie sich gewöhnt hatte und was ihr etwas bedeutete. Während sie an ihrer Schreibmaschine saß, begann sie plötzlich zu zittern. Sie machte ruhelose Spaziergänge und erwachte nachts. Zurück... zurück... es war gleichsam, als verlöre sie sich selber Stück um Stück und tauschte dagegen nur unruhige Gedanken ein.

„Wie dumm von mir!" sagte sie sich, laut sogar, um dem Satz mehr Nachdruck zu geben. Hergott, ich bin 44, und ein alter Freund hat Lust, mich zu besuchen und ein wenig mit mir zu plaudern. Weshalb also dieses Getue? Warum? Er ist einsam, und ich bin es auch. Warum also sollten wir uns nicht wiedersehen?

Das hörte sich so selbstverständlich und vernünftig an, daß sie ganz ruhig wurde, zu Bett ging und zum erstenmal seit drei Nächten fest und traumlos schlief.

Am nächsten Morgen aber war die Unruhe wieder da, und jetzt, wo sie sich fertigmachte, um ihm entgegenzugehen, wünschte sie, daß er nicht käme. Sie wollte es nicht, sie machte sich nichts daraus, ihn wiederzusehen. In ihrem ganzen Leben hatte sie nur ein einziges großes Erlebnis gehabt, das für sie Glück und Schmerz bedeutet hatte, und deshalb sollte es kein Nachspiel haben wie eine Novelle in einem Dienstmädchenroman mit Tee am flackernden Kaminfeuer und dem Geliebten von damals im Lehnstuhl, während sie das Hausmütterchen spielte und über die vergangenen Jahre geplaudert würde. Er sollte keine Möglichkeit haben, sie zu mustern und wehmütig daran zu denken, wie die Zeit sich verändert hatte.

Damals waren sie keinen Augenblick zusammen gewesen, der ruhig und entspannt gewesen war; sie dachte an ihr letztes Zusammensein vor achtzehn Jahren... Der letzte Abend, wo sie sich zum Schluß gewaltsam aus seinen Armen befreite und sie sich sekundenlang angestarrt hatten, wortlos, mit Tränen in den Augen — und dann war jeder weggelaufen: er hinaus auf die Straße und sie in den dunklen Garten.

Und nun hatten sie ein Happy-End geplant, bei dem sie abgeklärt und ruhig dasitzen und lächelnd, mit leichter Verwunderung, auf die Vergangenheit zurückblicken würden. Das war zu billig.

Aber es war unmöglich, ihm jetzt noch abzusagen. Jeder Augenblick brachte ihn näher, und wenn sie ihm nicht entgegenging, würde er an ihrer Tür klingeln.

Wieder sah sie auf die Uhr. Wenn sie sofort losging, würde sie ihn in der Lindenallee treffen. Dort war es immer ganz dunkel. Sie würden sich kaum erkennen können. Und dann würde sie ihn bitten, kehrtzumachen... auf irgendeine Weise erklären... oder entschuldigen.

Sie warf ihren Mantel über und ging hinaus. Es war Neumond. Der Kies des Gartenweges knirschte unter ihren Füßen. Sie begann zu laufen, verhielt, lief wieder. Er sollte ihr nicht zu weit entgegenkommen, nicht schon auf dem Weg vor der Allee. Es war nicht so dunkel, wie sie zuerst angenommen hatte, und die Straßenlaternen brannten.

Als sie die Allee erreichte, zwang sie sich zum Langsamgehen. Sie fühlte, wie ihr Herz schlug, es klang wie ein Geräusch in der Stille ringsum. Vielleicht weil sie so gelaufen war? Oder war es Angst? Sie lauschte. Näherten sich da nicht Schritte?

Wie gelähmt blieb sie stehen — und gleichzeitig verhielten auch die Schritte, die sie gehört hatte. Jemand räusperte sich in der Dunkelheit.

„Ingeborg?" Das Wort kam unsicher, zögernd.

„Ja, Michael." Ihre Stimme klang so fremd, daß sie sich zu einem nervösen Lachen zwang.

Er kam ihr entgegen, größer, breiter, als

sie ihn in Erinnerung hatte. Er griff nach ihren Händen und sprach mit einer Stimme, die tiefer klang als damals und einen schwachen ausländischen Akzent hatte.

Hinterher konnte sie sich nicht mehr daran erinnern, was er gesagt hatte; aber er schob seinen Arm unter den ihren, und sie begannen, weiterzugehen. Nicht zum Bahnhof zurück — in die andere Richtung, nach Hause.

Ein Stück weiter schimmerte die erste Laterne. Das Gefühl der Unabwendbarkeit befiel sie.

Er sagte etwas über Afrika und wie er sich freue, wieder hier zu sein. Er war glücklich, weil Ingeborg ihn wiedersehen wollte, und er hatte sich darauf gefreut wie ein Schuljunge.

„Ich habe letzte Nacht kaum geschlafen", sagte er und lachte.

„Michael!" Sie versuchte ihrer Stimme den gleichen vertraulichen, sicheren und munteren Klang zu geben wie er. „Es gibt etwas, woran ich gedacht habe, etwas, was ich dir sagen möchte . . ."

Aber er nickte nur und gab ihren Arm frei, um sie bei der Hand zu nehmen. Sie hatten sich auf wenige Schritte der ersten Straßenlaterne genähert, die einen Kreis hellen, gelben Lichtes auf den Weg warf.

„Komm her", sagte er. „Ich möchte dich erst einmal richtig ansehen." Er nahm sie bei den Schultern und drehte sie gegen das Licht. Sie begegnete seinem Blick mit einem zunehmenden Gefühl von Angst und kämpfte mit sich, um die Tränen zurückzuhalten.

„Aber, bestes Mädchen", sagte er überrascht, „mein bestes Mädchen — weinst du?" Sie schüttelte den Kopf, während ihr die ersten Tränen über die Wangen liefen. Und unendlich traurig fügte er hinzu:

„Ist es so schlimm, zu sehen, wie alt ich geworden bin?"

Zum Weitererzählen . . .

Der große Mathematiker Gauss traf einmal um die Mittagszeit zwei Studenten und zog sie ins Gespräch, während er rasch seinen Weg fortsetzte. Plötzlich fragte Gauss seine Begleiter: „Übrigens, in welche Himmelsrichtung gehe ich eigentlich?" — „Nach Westen, Herr Professor", meinten erstaunt die Studenten. — „So", erwiderte nachdenklich der Gelehrte, „wenn ich nach Westen gehe, dann habe ich also schon zu Mittag gegessen!"

Mark Twain sagte einmal: „Wir lieben die Menschen, die frei heraus sagen, was sie denken — vorausgesetzt, daß sie das gleiche denken wie wir!"

Als Maurice Chevalier noch ein junger Anfänger war, erhielt seine Mutter den Besuch eines Fotografen, der ihr ein Bild ihres Sohnes überbrachte. Nachdem die Frau das Foto eine Weile betrachtet hatte, sagte sie ganz bewegt: „Wie ähnlich ihm das sieht!"

„Er hat die Rechnung noch nicht bezahlt!" warf der Fotograf ein.

„Nein, wie ihm das ähnlich sieht!" meinte trocken die Mutter.

Der hochbetagte verstorbene österreichische Bundespräsident Theodor Körner fand auch im Umgang mit dem einfachen Volk jederzeit das rechte Wort. Als ihm einmal einer seiner politischen Freunde Komplimente wegen seines erstaunlichen Personengedächtnisses machte, verriet er sein Geheimnis: „Wenn ich mit einem Mann zu reden habe, dessen Name mir entfallen ist, dann pflege ich das Gespräch so anzufangen: ‚Und wie steht's mit Ihren Sorgen?' Dann fängt er gleich an, alles auszukramen, und ich komm' wieder drauf, wer er ist."

Hinter den Kulissen des weltpolitischen Ränkespiels

Tschu En-Lais Angebot:

25 JAHRE FRIEDEN!

Zum Ausklang unserer international beobachteten Enthüllungen über die aktuellen Ereignisse der letzten Wochen auf dem Parkett der großen Politik bringen wir heute eine sensationelle Aufzeichnung eines unserer diplomatischen Mitarbeiter über ein Friedens- und Nichtangriffsangebot des Weltreichs China, hinter dem 600 Millionen Menschen stehen, an die andere Weltmacht USA. Seit Wochen gehen die vorbereitenden Gespräche, erst nur geflüstert, oft nur gedacht, hin und her. Was in den nächsten Tagen in Washington, Peking und vor allem New Delhi offen und geheim erörtert wird, dürfte die Geschichte der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts entscheidend mitbestimmen. Wir müssen nur nüchtern genug sein, die Figuren auf dem Weltschachbrett in ihrem wahren Wert einzuschätzen und die „asiatische Halbinsel Europa" nicht für den Mittelpunkt der Welt zu halten. Die Zeiten sind vorbei." Wir müssen anders denken.

Der Gast blickt über das grüne Wasser vor der indischen Küste. Vor ihm liegt ein Ozean. Und jenseits des Horizonts liegt die ganze Welt.

Tschu En-lai, der Ministerpräsident der chinesischen Volksrepublik, blinzelt mit seinen klugen Augen in das Spiel der Wellen, die sich am Strand kräuselnd und gischtend brechen.

Sein indischer Gastgeber, Jawaharlal Nehru, Indiens Ministerpräsident, reicht ihm in einer zarten Schale grünen Tee, in dem weiß eine Jasminblüte schwimmt. Sie gibt dem ungebeizten Tee einen feinen Duft, der wie ein Zauber auf einmal über allem liegt.

Sie wissen, daß ihre Gedanken fast auf gleichen Bahnen verlaufen. Es sind die gleichen Probleme, die sie bewegen.

Jawaharlal Nehru wartet, bis sein Gast langsam in gewähltem Englisch, ihrer Verbindungssprache, hörbar zu denken beginnt:

„Wie schnell die Zeit sich ändert . . ."

Er zählt bedächtig an den Fingern.

„Es ist erst 19 Monate her. Was sind 19 Monate in der Geschichte der Welt! Damals sagte ich zu Ihnen:

‚Jener Foster Dulles in Washington liebt mich nicht. Aber unsere Nachfolger könnten einander vielleicht begegnen und sich verständigen. Rechnen wir mit der Zeit, die die Geschichte immer braucht, um abzulaufen!'

Wissen Sie es noch? Damals ging es um die Inseln vor der chinesischen Küste, zwischen dem chinesischen Festland und Taiwan, das ihr Formosa nennt.

Wir waren damals entschlossen, die Inselgruppe Tachen zu nehmen. Die VII. amerikanische Flotte schob sich vor die Bastion Tschiang Kai-scheks. Es sah gefährlich aus.

Und damals veranlaßten Sie, Exzellenz, daß Hammarskjöld und Sir Winston Churchill, der damals noch Premierminister Ihrer Majestät war, mit Washington ein stillschweigendes Abkommen trafen.

Die Männer Tschiang Kai-scheks räumten die Kügteninseln, und wir verpflichteten uns als Gegenleistung, Formosa nicht anzugreifen.

Der Brand, der über das Meer hinüberzuwandern drohte, erlosch.

So war es damals! Es ist so vieles inzwischen geschehen. Und heute sind wir auf einer ganz anderen Verhandlungsbasis angelangt. Aber es begann damals mit Ihrem Gespräch, der ersten unsichtbaren Brücke, die Sie hinüber und herüber bauten.

Ich danke Ihnen, Exzellenz, und ich werde es Ihnen nie vergessen!"

Die beiden Männer sehen wieder auf das Meer hinaus. Auf der anderen Seite des Horizonts liegt die ganze Welt!

Nach einer bedächtigen Pause nimmt mit seiner weichen Stimme Jawaharlal Nehru das Wort:

„Und was wird nun mit Formosa, mit Taiwan, wie ihr Chinesen es nennt?"

„Wir sind alte Freunde!"

„Es gibt einen Weg. Solange die Menschen leben, können wir alles auf dieser Erde aushandeln. Nach diesem Prinzip machen wir in China seit sechstausend Jahren unsere Politik! Die Welt sieht uns ganz falsch an, mich, Tschiang Kai-schek, alles, was zwischen Formosa und dem chinesischen Festland und in unserer gewaltigen chinesischen Welt geschieht. Man vergißt vor allem, daß wir — ich und Tschiang — alte Freunde sind!

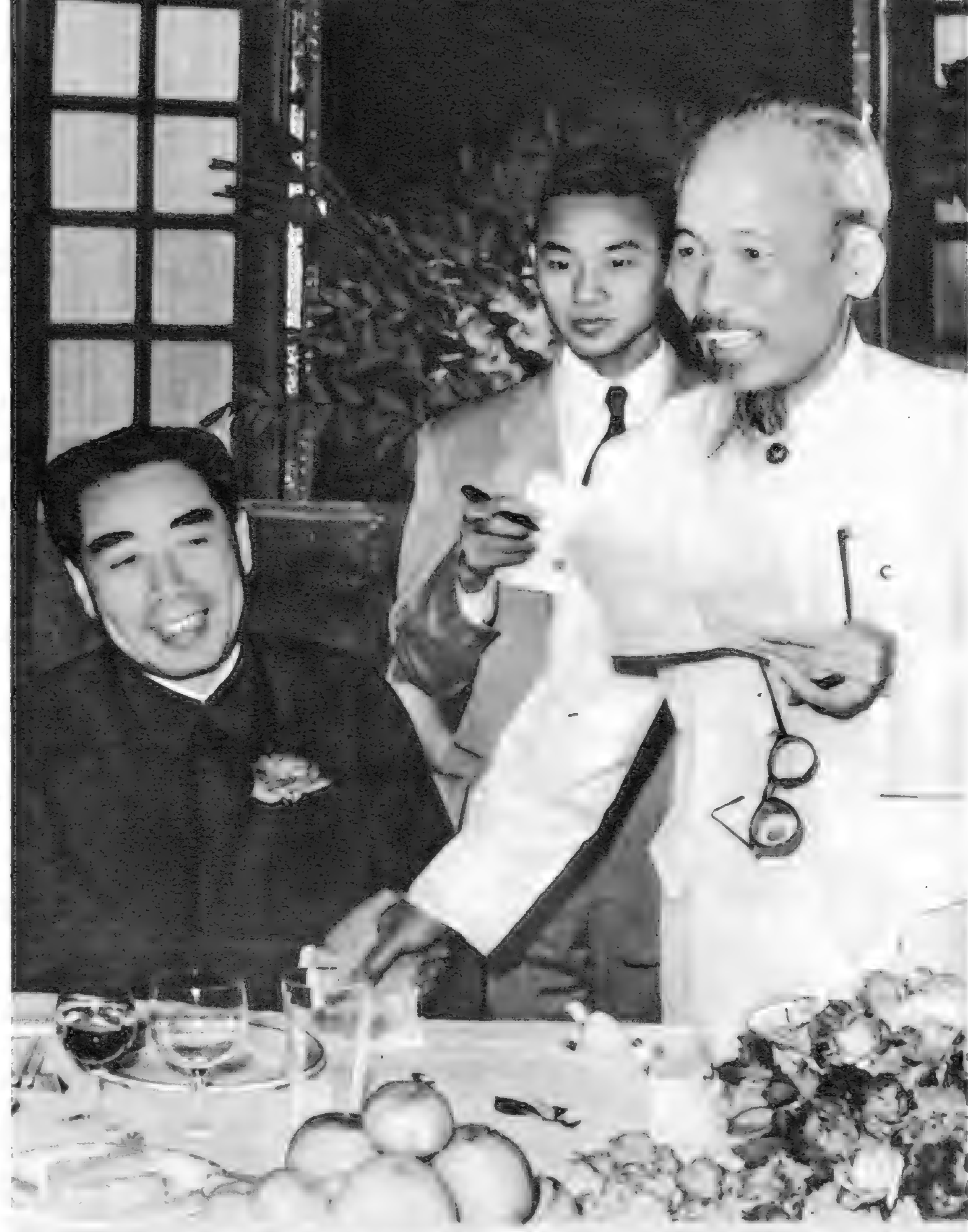
Es gab eine Zeit — und sie ist kaum achtzehn Jahre her —, da war ich stellvertretender Ministerpräsident der Tschiang-Kai-schek-Regierung in China. Und vorher war ich sein Sekretär und Chef der politischen Abteilung der Militärakademie Whampoo, die damals unter der Leitung eines jungen Generals stand: Tschiang Kai-schek.

Wir kennen uns. Wir kennen uns ganz genau, jedes Lächeln, die Wahl unserer Worte, die Art, wie wir Tee trinken.

Ich werde ihm ein Angebot machen. Ich kann es über seinen Sohn leiten, der mit uns über Hongkong Kontakt suchte. Ich kann es Ihnen geben, Exzellenz. Und dieses Angebot lautet:

— Tschiang Kai-schek kehrt auf den chinesischen Kontinent zurück und erhält von der Regierung der chinesischen Volksrepublik einen der höchsten Posten, die die Volksrepublik zu vergeben hat.

— Ich denke an eine Provinzverwaltung mit einem sehr hohen Titel und absoluter Garantie seiner persönlichen Integrität!



VOM VERBINDLICHEN LÄCHELN bis zur Anwendung brutaler Grausamkeiten reicht die Spannweite der Möglichkeiten Tschu En-lais. Hier sieht man Rotchinas Ministerpräsidenten als geduldigen Zuhörer einer Tischrede, die der Staatspräsident von Vietnam ihm zu Ehren hält. *Foto: Keystone*

Geheimkalender der Diplomaten

Für die nächsten Monate geben wir nachstehend einen vertraulichen Kalender bekannt, der am Quai d'Orsay und im Foreign Office, im State Department, im Kreml und im Glashaus in Bonn gleichermaßen weitergereicht wird. Die Brennpunkte der Politik, aber auch die datenmäßigen Überschneidungen des Zeitgeschehens lassen sich aus diesem Kalender ablesen wie auf einer prophetischen Fiebertabelle eines Kranken. Krank ist die Welt, solange sie Machtpolitik treibt.

Ende Januar: Zusammentritt des Politbüros mit einer eventuellen Entscheidung über die Zukunft der Macht Chruschtschows, nachdem die Armee erklärte, daß sie die Satellitenstaaten als Stützpunkte nicht aufgeben will;

3. Februar: Wahlen in Rumänien mit unter Umständen überraschenden Resultaten;

Mitte Februar: Notwendigkeit einer Verwirklichung der sowjetischen Zusagen an die ungarische Bevölkerung mit der Möglichkeit neuer Aktivierung der Partisanenkämpfe;

Ende Februar: Wahrscheinlichkeit politischer Veränderungen in Frankreich, eventuell im Sinne einer Regierung der starken Hand unter de Gaulle bzw. Mendès-France;

zwischen März und Mai: Anwachsen der revolutionären Kampftätigkeit in Algerien mit der Möglichkeit der Entstehung eines zweiten Indochinas für Frankreich;

Monat März: zu erwartende Unabhängigkeitserklärung der Goldküste, die sich als Kolonialland von England lossagt;

zwischen Mai und Juli: Gefahr nationalistischer Aufstände in Französisch-Westafrika und Äquatorial-Afrika mit eventuellem Übergreifen auf Rhodesien und Kenia; Wiederaufnahme des Verkehrs im Suezkanal mit den sich daraus entwickelnden neuen politischen Schwierigkeiten zwischen Ägypten und den am Suezkanal interessierten Mächten;

zwischen Juli und Oktober: Gefahr von Zusammenstößen in Mitteldeutschland (DDR);

Monat September: Wahlen in Westdeutschland mit den sich daraus ergebenden Koalitionsproblemen, die vom östlichen und westlichen Ausland sorgfältig beobachtet werden;

zwischen Oktober und Dezember: Erörterungen um die Zulassung Chinas in die UNO und Verbesserung der Beziehungen zwischen China, Indien und den USA;

November: totaler Umschwung in Indonesien mit eventueller völliger Änderung der außenpolitischen Bindungen und des innenpolitischen Gesichts der indonesischen Republik, die zu einer Föderation zu werden scheint;

zwischen November und Dezember: Loslösung Malayas und Singapores von England bei gleichzeitiger Absetzbewegung Japans von den USA und engerer Bindung Japans an China.

Schließlich sind wir Freunde, alte Freunde.

Ich habe schon einmal ein solches — nennen wir es Geschäft — gemacht. General Fu Tso-ji leistete 1949 in der Garnison von Peking gegen die vorrückenden revolutionären chinesischen Truppen verzweifelten Widerstand. Wir handelten die Sache aus.

Er ist heute Minister der chinesischen Wasserwege und der Forstwirtschaft unter der Regierung von Mao Tse-tung.

Aber ein Ministerposten wäre zu niedrig für Tschiang Kai-schek. Ich kenne ihn. Wir bieten ihm mehr. Und ich stehe dafür ein, daß unser Wort gehalten wird. Denn ich sage es noch einmal: wir waren Freunde, alte Freunde."

Selbst Jawaharlal Nehru, der die Grausamkeit und Verbindlichkeit des Fernen Ostens kennt, blickt erstaunt auf seinen Gast, der dieses Angebot macht, das nicht für die grünen Wellen dort draußen bestimmt ist und nicht nur für seine, Nehrus, Ohren, sondern das weitergehen soll, weiterwandern nach Formosa, nach Taiwan hinüber.

Sein Geheimdienst hatte ihm vor einigen Tagen berichtet, daß zwischen der chinesischen Delegation zur UNESCO-Tagung in New Delhi und zwischen der chinesischen Delegation von Formosa hinter verschlossenen Türen ein paar Flüstergespräche stattfanden. Aber er weiß, daß diese Gespräche noch zu zart sind, um den grellen Jupiterlampen der Geschichte und der neugierigen Welt und den Stürmen der politischen Intrigen ausgesetzt zu werden.

„Meine klare Offerte ..."

Jawaharlal Nehru will mehr wissen. Er möchte seinen Gast gesprächig machen.

„Aber was ist mit den Amerikanern, die auf Taiwan sitzen? Werden sie damit einverstanden sein, daß Tschiang Kai-schek die Insel verläßt, werden sie ihn gehen lassen? Werden sie bereit sein, auf diesen natürlichen Flugzeugträger gegen China zu verzichten? Sprechen wir offen — und strategisch! Denn nur diese Gedanken haben Aussicht, bis zu Ende durchgedacht zu werden und wert zu sein, ernst genommen zu werden."

Tschu En-lai hat auf diese Frage gewartet. Seine Augen, über denen die schwere Mongolenfalte liegt, werden noch ein wenig kleiner, nachdenklicher oder — lauernder:

„Ich hätte für Amerika, weit über Taiwan, weit über alle schwimmenden und natürlichen Flugzeugträger hinaus ein Angebot. Ich wäre bereit, im Namen der chinesischen Volksrepublik zu bieten:

— 25 Jahre Frieden zwischen Peking und Washington;

— für die Dauer von 25 Jahren eine Verzichterklärung von seiten Chinas und der USA, in irgend einer direkten oder indirekten Art und Weise Gewalt anzuwenden.

Ich habe dieses Angebot vor nunmehr einem Jahr und sieben Monaten auf der Bandung-Konferenz schon einmal, wenn auch nicht in dieser Deutlichkeit, gemacht. Es antwortete niemand. Doch inzwischen scheint eine neue Zeit angebrochen zu sein, die es zwei Ländern leichter werden läßt, sich zu verstehen. Ich glaube an diese Zeit. Aber andere müssen mir beweisen, daß sie den gleichen Glauben haben!"

Jawaharlal Nehru ist aufgestanden und an die Brüstung der Terrasse getreten und sieht gedankenvoll auf das Meer hinaus.

Sein Gesprächspartner bereiste die ganze Welt. Er kommt soeben aus Moskau und Warschau zurück. Er hält in seiner Hand vielleicht Karten, die er nicht ausspielt, Karten, die politische Trümpfe ersten Ranges darstellen. Aber was er bietet, was er jetzt offeriert und ihm zur Weiterleitung an Washington in die Hand gibt — das ist die größte Friedensofferte, die seit Beginn des Jahrhunderts zwischen zwei Machtblöcken zur Erörterung kam.

Jawaharlal Nehru atmet tief, fährt mit seiner schmalen Hand über seine Stirn. Der Gedanke ist zu groß, zu erhaben, kommt seinen Traumidealen zu nahe.

Ihn schwindelt beinahe. Er läutet einem taubstummen Diener und gibt ihm Weisung, seinem Gast frischen grünen Tee in der feinen durchscheinenden Schale zu reichen.

Ein Agent kam aus Tibet

Ein indischer Geheimagent kam soeben, selbst unter den Eiswänden des Himalaja runzlig geworden wie ein alter Tibetaner, über Darjeeling nach New Delhi zurück.

Sieben Monate war er unterwegs. Er bereiste China, die Mongolei, er durchstreifte die Mandschurei, er schlug sich über Südchina nach Tibet durch. Und nun erwartet man von ihm, daß er mit ein paar Worten die Konstellation Asiens umreißt. Und er tut es beinahe mit einer ekstatischen Hellsichtigkeit:

„Es werden kaum 15 oder 20 Jahre vergehen, dann ist die Macht Chinas gewaltig geworden in Ostasien und Nordostasien. Und in diesem Augenblick müssen, wie ich es heute schon spüre, die sowjetischen Beziehungen zu der chinesischen Volksrepublik, oder wie sie dann heißen mag, kritisch geworden sein. Chinas Macht ist bis dahin so angewachsen, daß die Sowjet-Union, oder wie Rußland dann genannt werden mag, nach einem Bundesgenossen Ausschau hält, wie es die Vereinigten Staaten von Amerika sein könnten. Das wäre das Gegengewicht. In diesem Augenblick wird Rußland weich geworden sein, weil ein Stück seines Bodens unter seinen Füßen zu schwanken beginnt.

Ich sah in China, in der Mongolei, in der Mandschurei Millionen von Menschen an der Arbeit und auf dem Vormarsch. Ich sah ..."

Und er weiß nichts von dem Friedensangebot Tschu En-lais an Washington, ein Friedensangebot über 25 Jahre, um 25 Jahre aufbauen zu können, eine Arbeit zu leisten, von der Tschu En-lai auch seinem Gastgeber Jawaharlal Nehru nicht sagte, welchen Zwecken sie dienen solle.

Wäre er doch der Klügere?

Was bedeuten 25 Jahre in der Geschichte der Menschheit oder eines Volkes mit 6000 Jahren Vergangenheit und 600 Millionen Bewohnern!

Während der Geheimagent in New Delhi zu seinen Freunden spricht, während Tschu En-lai mit Jawaharlal Nehru über die Weltpolitik von morgen plaudert, liest der große Philosoph Salvador de Madariaga in Oxford das letzte Kapitel seines Vortrags über die Irrtümer in der Beurteilung weltpolitischer Zusammenhänge:

„.... So bitter die Tatsache ist, wir alle sind in den Händen von vier Weltmächten, deren Politik weit davon entfernt ist, einsichtig und uneigennützig genug zu sein, um den Frieden zu gewährleisten.

Aber wer gewisse Zeichen der letzten Stunde zu deuten weiß und zu deuten wagt, der erkennt, daß es im Grunde genommen keine Großmächte mehr gibt, sofern unter Großmacht die nackte brutale Gewalt verstanden wird. In Zukunft wird ein Staat wirklich Großmacht nur noch soweit sein, wie er auf Grund von Freiheit und Gerechtigkeit fähig und würdig ist, über eine Gemeinschaft freier Menschen zu regieren ..."

Seine Zuhörer lauschen stumm und ohne ihm Beifall zu spenden seinen Worten. Sie waren in Gedanken versunken. Sie dachten alle an die Zukunft, die Zukunft der Welt und der Menschen, so wie es Jawaharlal Nehru tat, als Tschu En-lai ihm vom Frieden über 25 Jahre sprach, Frieden zwischen Peking und Washington. Denn wenn man es richtig deutet, wäre es der Frieden für die ganze Welt ...



UBUNG MACHT DEN MEISTER und die Meisterin. Hier seht Ihr Ossi Reichert, vielfache Slalom-Siegerin und Olympia-Zweite bei einer schwungvollen Abfahrt durch die Slalomstrecke. Wie man übt, um erst mal die Anfangsgründe zu beherrschen, findet Ihr rechts in Wort und Bild. *Foto: Keystone*



Meine lieben Zeichenfreunde, wie versprochen will ich euch heute ein wenig vom Arm erzählen. Keine Angst, ein Arm ist gar nicht so schwer zu zeichnen. Ihr wißt, daß man den Arm in Oberarm und Unterarm unterteilt, aber ich finde es ganz gut, wenn man es noch einmal deutlich sagt. Jeder gesunde Mensch hat zwei Arme, das wißt ihr auch.



Ich glaube, ich habe euch schon öfter empfohlen, alle Dinge, die ihr zeichnen wollt, in ihrer natürlichen Form zu studieren. Rollt euch eure Ärmel auf und beschaut euch, vielleicht auch vor dem Spiegel, heute einmal eure Arme. Ihr werdet sehen, daß meine Skizzen für euch eine gute Anleitung sein werden.

Neue KINDER Post

Könnt Ihr das alles? Probiert es einmal!

Das soll ein Skihaserl wissen

Sicherlich sind fast alle unter euch vom Skilaufen begeistert. Doch leider ist es meistens so, daß das Können mit der Begeisterung nicht Schritt hält. Man kann sich nicht gleich anfangs auf die so schnellen Bretter stellen und wild drauflos flitzen, sonst endet schon der erste Skitag mit gebrochenen Brettern oder gar einer Verletzung!

Es kann auch vorkommen, daß man sich bemüht und plagt, ohne etwas Rechtes zustande zu bringen. Dadurch wird man erst recht ganz verdrossen und verzagt.

Hier geben wir den Ski-Interessenten ein paar Tips. Diese Anleitungen sind durch die Bilder besonders leicht verständlich. Wer die hier gezeigten Ratschläge und Kniffe befolgt, wird schon nach kurzer Zeit sagen: so ist das Skilaufen wirklich ein Vergnügen!



Beim Fahren muß man sich weit vorlegen, sonst sausen die Bretter davon und man fällt zu oft auf die „dritte Gleitfläche". So wird das Vorlegen des Körpers geübt: auf sanft geneigtem Hang stützen die Hände auf den Skispitzen und auf diese Art rutscht man dahin. (Zeichnung 1)

Mit steifen Beinen und gestreckten Knien kann man aber nicht Skilaufen! Die Beine sollen gebeugt sein und die Knie mitfedern. Das wird so geübt: Zwei Stöcke gekreuzt (Zeichnung 2) in den Schnee stecken und in der Hocke durchfahren!





Wer bremsen will, muß den Schneepflug können. Also: die Skispitzen beisammen halten und die Enden der Bretter weit auseinander drücken (Zeichnung 3). Je rascher man stehen bleiben will, desto breiter muß die Pflugstellung sein!

Vom Pflug zum Bogen ist es nicht weit. Will man nach links, so muß das Körpergewicht auf den rechten Ski gelegt werden und umgekehrt. Das Bild 4 zeigt oben den Schneepflug, in der Mitte den Bogen nach links. Dabei wird das Körpergewicht auf den rechten Ski gelegt und die rechte Hand weit vorgebracht. Unten wird der Schwung nach rechts gezeigt. Das Körpergewicht liegt auf dem linken Ski und die linke Hand ist vorne. Beim Schwung sind die Beine und Ski geschlossen.

Vorsicht, Überschwemmung!

Mäxchen und Werner waren allein in der Wohnung. „Wollen wir mal unsere Schiffchen in der Badewanne schwimmen lassen?" schlug Werner vor.

Werner ließ schon mal das Wasser einlaufen, Mäxchen suchte alle Schiffchen zusammen und dann gab es einen lustigen Kaperkrieg in der Badewanne. „Wir müssen den Wasserhahn ganz aufdrehen", meinte Werner, „dann gibt es erst den richtigen Seegang". Mäxchen hatte sich derweil die Ärmel hochgekrempelt und suchte die untergegangenen Schiffe vom Grund der Wanne heraufzuangeln. Das Wasser schoß in dickem Strahl aus dem Rohr.

Die Jungen waren so damit beschäftigt, ihre Schiffchen aus Seenot zu retten, daß sie gar nicht merkten, wie plötzlich das Wasser über den Wannenrand auf den Fußboden plätscherte. „Mach doch den Hahn zu", schrie Mäxchen. Werner drehte und drehte, aber das Wasser ließ sich nicht mehr bändigen.

„Was machen wir nur?" jammerte Mäxchen, „Wir müssen die Feuerwehr holen."

„Die Müllers unter uns haben Telefon", rief Werner und war schon zur Tür hinaus. Mäxchen hatte inzwischen den Wannenablauf geöffnet, aber das nachdrängende Wasser war mehr, als der kleine Ablauf bewältigen konnte.

Werner wäre im Treppenhaus beinahe mit Herrn Müller zusammengerannt. Er kam die Treppe heraufgestürmt und rief: „Was ist denn bei euch los, habt ihr einen Rohrbruch? Bei uns läuft das Wasser durch die Zimmerdecke."

„Der Wasserhahn im Bad muß kaputt sein", erklärte Werner, „da kommt ein ganz dicker Strahl heraus. Rufen Sie doch bitte gleich die Feuerwehr an!"

„Was sollen wir mit der Feuerwehr, du Dummrian", schimpft Herr Müller, „komm schnell in den Keller, wir müssen den Haupthahn abdrehen!"

Endlich war die Flut gebannt, Kopfschüttelnd schaute sich Herr Müller die Überschwemmung an.

„Das gibt einen teuren Spaß für eure Eltern", schimpfte Herr Müller, „bei uns sind die neuen Tapeten aufgeweicht und im Badezimmer ist der ganze Verputz von der Decke gefallen. Was müßt ihr auch so dumme Spielereien machen!" -ldk-

So ein Schabernack ...

Fräulein Feinslieb hat es nicht leicht in der Schule. Der Name und dann noch der Farbtopf, den sie über Gesicht und Hände verteilt. Die Jungen machten also Blödsinn, soviel ihnen nur gerade einfiel und Fräulein Feinslieb war am Verzweifeln.

„Ihr seid heute wirklich gar zu frech, „schimpfte sie. „Es ist um aus der Haut zu fahren."

„Aber da wär's doch wirklich schade um all die schöne Farbe!" ruft Otto bedauernd.

☆

„Das herrliche Weihnachtsfest ist vorüber", schrieb Angela in ihr Aufsatzheft. „Da können wir ja nun mit den nächsten Weihnachtsarbeiten anfangen."

FLIX

Ein Junge, aus dem doch noch was wurde

EIN SPANNENDER JUGENDROMAN – AUFGEZEICHNET VON KLAUS BÖHLE



„Paß auf", sagt Flix, „wir müssen die Angelrute heimlich über Bord werfen und die Fische dazu. Wenn wir dann an Land kommen, kann er uns gar nichts beweisen. Wir sagen einfach, daß wir spazierenfahren wollten und nicht wußten, daß der Kahn überhaupt jemandem gehört. Spazierenfahren ist sicher nicht verboten." „Gute Idee." Ina bindet schon ihre Angelschnur los. „Was machen wir mit der Schnur?" Ihr Stock schwimmt bereits. Eben läßt auch Flix den seinen über Bord gleiten. Natürlich auf der Seite, die der Pächter nicht sehen kann.



„Och, die Schnur lassen wir einfach schwimmen. Die holen wir uns später mal wieder." „Bist wohl verrückt." Ina schüttelt den blonden Pferdeschwanz. „Nie wieder gehe ich hierher." Flix sagt gar nichts. Er packt den Eimer mit den Regenwürmern und läßt ihn gleichfalls im Wasser versinken.



„Da, heute ist mal ein Festtag für euch." Und als ob die Fische wüßten, daß diesmal die Würmer keinen Haken haben, kommen sie gleich in Scharen geschwommen und schlucken was sie erwischen können. „Ihr sollt herkommen. Sofort anlegen," klingt es heiser über den Feenteich. „Sofort . . ."



„So, und nun die Fische." Flix bückt sich nach dem Fang. „Acht Stück sind es", meint Ina, „eigentlich schade." „Hilft eben nichts. Verflixt und zugenäht." Flix ist richtig blaß geworden. „Laß doch, brüllen tut nicht weh." Flix sucht mit den Augen das Ufer ab. Dann wendet er sich an das Mädchen.



„Sieh dir mal ganz unauffällig die Stelle da am Ufer an. Da wo ich hinsehe. Noch weiter nach links. Da! Siehst du die dicken Bäume?" „Was soll denn da sein?" Das Mädchen sieht aus wie ein lebendiges Fragezeichen. Flixens Haltung könnte die eines großen Seehelden sein. Flix sagt:



„Das ist nämlich die Stelle, die am weitesten von dem Alten entfernt ist. Dahin rudern wir jetzt und dann wetzen wir ab!" Ina nickt. Die Aufregung schnürt ihr glatt die Kehle zu. Aber sie hilft so gut sie kann als Flix jetzt die Ruder unter dem Sitz hervorholt. „Hoffentlich geht's gut." Sie zieht skeptisch das Näschen kraus. „Ihr sollt sooofort ans Ufer kommen!" Die Stimme des Pächters bellt über den Teich, als gelte es, einem Riesen bange zu machen. Flix beginnt zu rudern. Schwerfällig dreht der Kahn seinen Bug den dicken Bäumen zu. Die Schrammen an der Hand brennen plötzlich wieder.



„Da schau!" Inas Finger, der nun schon nicht mehr so unwahrscheinlich sauber ist, deutet auf den Pächter. Der hat kaum die Absicht der Kinder erkannt, als er sich auch schon auf sein Fahrrad schwingt, um sie beim Anlegen in Empfang zu nehmen. Der läßt sich nicht übers Ohr hauen.



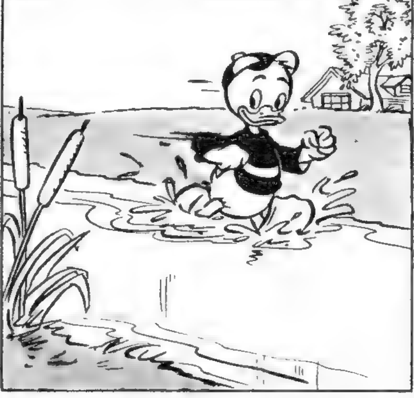






















ERZÄHLUNG

Die wunderschöne

Sie werden vielleicht bedauern, daß es ein weißer Mann war, der in der Schlucht am Südhang des Atitlan so jämmerlich umgekommen ist. Es würde Sie vielleicht weniger erschüttern, wenn es sich um einen Mozo gehandelt hätte, einen Indio, der in den Augen der hiesigen weißen Pflanzer ja kaum mehr bedeutet als ein Sklave, wenn man ihn auch Arbeiter oder Diener nennen mag. Aber es gibt ein paar Gründe, die Sie trösten mögen, daß Don Percy tot ist und der Mozo Ixtatl noch lebt. Er hatte, als er starb, ein längeres Sündenregister, als diese Geschichte ahnen läßt, und für die weiße Rasse hat er nicht mehr getan, als eine bitterböse Kerbe in die Herzen der Indios geritzt, eine Kerbe, die erst mit seinem Tode endgültig vernarben konnte . . .

„Das ist das letzte Blatt, das ich abrupfe, Chica, weil ich dich damals, vor der Regenzeit, zu Unrecht geprügelt habe, als ich dich bei Chirimayo am Flußufer stehen sah. Ich wußte nicht, daß es ein Zufall war, und hatte Angst, du könntest mir treulos geworden sein. Das ist alles, und es tut mir leid, wenn ich dich während des vergangenen Jahres gekränkt habe.

Nun bist du an der Reihe, Chica. Es wird nicht viel sein, was ich hören werde, denn du bist ein gutes Weib!"

Sie saßen im Urwald, der kupferbraune Ixtatl und sein bronzehäutiges Weib Chica, unter dem heiligen Ceibabaum. Zwischen ihnen kräuselte dünner, duftender Rauch über einem knisternden Kopalharzfeuer. In ihren Händen hielten sie kleine Eichenzweige; der von Chica ziemlich dicht beblättert, der von Ixtatl bereits blattlos. Sie sahen einander in die Augen und lächelten einander zu. Aber in dem Lächeln der gertenschlanken Indianerin lag eine Furcht, die sie vergeblich zu überwinden suchte.

„Nun will ich dir, dem uralten Brauch unserer Ahnen gehorchend, von dem berichten, was ich während des letzten Jahres Böses tat", begann sie mit leiser, singender Stimme.

Ixtatl lächelte vertrauensvoll und blickte in die Flammen. Er liebte sein Weib und war glücklich. Sie war die schönste Indianerin weit und breit: reinblütig, siebzehn Jahre alt, mit einem katzengleichen Körper, dessen Haut sich anfühlte wie Samt und duftete wie Ananas, mit langen, wundervollen Haaren, in denen sie nun eine hellblaue Orchidee trug, und einem Gesicht, das jeden Mann verrückt machen mußte, der es ansah. Ihre dunklen Augen lagen schräg wie bei einem Jaguar, die Nase war klein und edel, der Mund voll und weich geschwungen, die Zähne makellos weiß. Man nannte sie ‚die wunderschöne Chica', und das war nicht zu viel.

„Du bist mir ein guter Gatte gewesen", fuhr sie fort, „und ich liebe dich sehr. Darum bin ich traurig, weil ich dir Schmerz zufügen muß." Sie schwieg eine Weile, dann zupfte sie mit zarten Fingern ein Blatt von ihrem Zweig und sagte: „Du hattest vor einigen Monaten einen jungen Loro gefangen, erinnerst du dich? Du wolltest ihn dem Administrator Hermano verkaufen. Nun, er entfloh nicht, wie ich damals zu dir sagte, sondern ich ließ ihn frei."

„Es war ein schöner Papagei, er hätte mir einige Pesos eingebracht", meinte Ixtatl, doch er lächelte dazu.

Chica neigte den Kopf und zupfte das zweite Blatt ab. „Ich habe, als du in der vergangenen Woche nicht nach Hause kamst, soviel Aquardiente getrunken, daß ich stundenlang ohne Bewußtsein in der Hütte lag. Ich hatte den ganzen Abend auf dich gewartet." Sie stockte, doch Ixtatl sagte nichts, sondern lächelte noch immer vor sich hin, ohne eine Überraschung zu zeigen. War nicht heute der Tag des Verzeihens, der Tag, da die Eheleute einander sagten, was sie im vergangenen Jahr getan und was sie unterlassen hatten? War nicht der Tag des Vergessens?

„Als du zurückkamst", flüsterte Chica, „erfuhr ich von dir, daß der Patron dich von der Plantage weg zur Stadt geschickt hatte, um einige Dinge für ihn einzukaufen, und daß er dir versprach, mich durch einen Mozzo benachrichtigen zu lassen. Du brachtest mir diese hübsche Kette mit?" Zärtlich streichelte die junge Frau mit ihrem Zeigefinger die rote Korallenkette, die sie am Hals trug. Ixtatl sah ihr mit sanften, verliebten Augen zu und schwieg.

Zaghaft pflückte Chica ein drittes Blatt von ihrem Eichenzweig. Sie versuchte, Ixtatl voll in die Augen zu sehen, doch ihr Blick glitt schnell und angstvoll an ihm vorbei in das bläuliche Halbdunkel des Urwalds. Ein Affe weinte in den Lianen, ein winziger, hummelgroßer Kolibri stand zitternd in der Luft und funkelte wie ein Diamant, bunte Mücken tanzten in der Sonne am Rande der Lichtung, wo die beiden saßen.

„Ich sagte dir damals, Don Percy habe mich wirklich benachrichtigen lassen und ich sei ganz beruhigt gewesen über dein Ausbleiben. Es war nicht so, Ixtatl. Es war anders. Don Percy benachrichtigte mich selbst."

Erschreckt hob der junge Indio den Kopf, starrte sie eine Sekunde lang fragend an, dann, als sie die langen Wimpern senkte, blickte er wieder lächelnd in den blaßvioletten Harzrauch. Aber sein Lächeln war anders als vorher.

Erregt zerrieb Chica das hellgrüne Blatt zwischen den Fingern, warf es in die Flamme. „Ja, er war bei mir, der Patron", sprach sie hastig. „Er hatte dich weggeschickt, um zu mir kommen zu können. Ich ahnte nichts davon, sonst hätte ich ihn getötet.

Er kam tief in der Nacht, als ich noch berauscht war vom Zuckerrohrschnaps. Nur langsam erwachte ich, als ich fühlte, wie starke Arme mich vom Boden aufhoben und zu meinem Lager trugen. Zuerst glaubte ich, du seist zurückgekommen, und stammelte glückselig deinen Namen und schlang meine Arme um den Nacken, den ich für den deinigen hielt. Dann, als er mich küßte, spürte ich die Fremdheit zwischen ihm und mir wie einen Dschungel wachsen, und plötzlich schlug ich die Augen auf und wußte, obgleich es stockfinster in der Hütte war, daß es ein Weißer sein mußte — der Patron!"

Chica schwieg. Zögernd hob sie die Wimpern. Ihre Hände, die noch immer den entlaubten Eichenzweig hielten, zitterten. Auch Ixtatl hob langsam seine Augen und sah den Zweig in ihren Händen beben. Nun wußte er es. Nun wußte er auch, woher die tiefen Kratzwunden stammten, mit denen die bärtigen Wangen des Patrons seit jenem Tag gezeichnet waren, da er von der Stadt zurückgekommen war.

Sein Blick wanderte höher, tastete an ihrem Leib empor, blieb auf ihrem Gesicht haften, das ihm nun voll zugewendet war, in stiller Ergebenheit. Da sprach er, und die Worte tropften zäh von seiner Zunge: „Es war nicht deine Schuld, Chica. Ich werde ihn töten."

Don Percy, der Patron

Die Indios, die auf der Zuckerplantage des Don Percy arbeiteten, hatten nichts zu lachen. Die meisten von ihnen schuldeten ihm so viel Geld, daß sie es nie mehr zurückzahlen konnten und auf ewig seine Knechte blieben. Floh einer, so wurde er eingefangen, verprügelt, mit Lohnabzügen bestraft. Der Wochenlohn war ohnedies knapp, eine Familie konnte kaum davon leben. So blieb nichts anderes übrig, als den Patron um Vorschuß zu bitten, immer wieder.

Er gab, bis er seine Mozos fest in der Hand hatte. Dann begann ihr Sklavendasein. Mit Weib und Kind waren sie ihm verfallen. Was für sie blieb, war die Hölle. Wer aufmuckte, wurde erschossen. Ganz einfach erschossen — stets unter vier Augen. Notwehr nannte Don Percy so etwas, nie war ihm ein Mord nachzuweisen. Der armselige Nachlaß geriet regelmäßig in die Hände des Patrons — als Ausgleich für die geleisteten Vorschüsse. Es war, von seiner Warte aus gesehen, ein gesunder Kreislauf, dieses Leben der Indios von der Wiege bis zur Bahre . . .

Don Percys Leben dagegen hätte man, soweit es für die Öffentlichkeit erkennbar war, mit drei Worten umreißen können: Geldmachen, Alkohol, Weiber . . .

Ixtatl war einer der besten Arbeiter, die er hatte. Er spielte nicht, trank nicht, kam stets mit seinem Lohn aus. Nur das Handgeld, das Don Percy ihm gegeben hatte, als er vor zwei Jahren bei ihm anfing, konnte Ixtatl bisher nicht zurückzahlen. Es war nicht viel, aber für den armen Indio ein Vermögen.

Zwei Tage, nachdem Ixtatl mit Chica in den Urwald gegangen war, um das Kopalharzfeuer unter dem heiligen Ceibabaum anzuzünden, ließ Don Percy ihn zu sich ins Kontor rufen.

„Ich brauche das Geld, das ich dir vorgestreckt habe. Wann kannst du es zurückzahlen?"

„Ich — ich weiß nicht", stotterte Ixtatl überrascht. "Ihr wolltet doch vor einiger Zeit meinen Lohn erhöhen, weil ich der Schnellste bin bei der Ernte. Davon wollte ich es zurückzahlen, von dem Überschuß."

„So? Habe ich etwas von Lohnerhöhung gesagt? Ich glaube, das hast du geträumt! Ich brauche das Geld sofort, hörst du?"

„Das kann ich nicht, Patron. Hätte ich die versprochene Lohnerhöhung bekommen, wäre es längst erledigt!"

„Werde nicht dreist, du Affengesicht! Schicke mir dein Weib, damit sie die Summe abarbeiten hilft. Sie kann eine Zeitlang meine Dienerin sein!"

„Nein!"

„Nein? Hast du nein gesagt, verdammter Halunke?" Der Patron griff nach seiner Peitsche. Sein breites, vom Whisky aufgeschwemmtes Gesicht verzerrte sich vor Wut. Das hatte noch kein Indio gewagt!

„Ich habe nein gesagt, Don Percy, und Ihr wißt, warum. Für das, was Ihr Chica angetan habt, werdet Ihr mir büßen!" Die Augen Ixtatls funkelten in kaltem Zorn.

Die Peitsche pfiff durch die Luft, doch der Indio wich mit einem geschmeidigen Sprung aus. Blitzschnell hatte er ein Messer in der Rechten, holte zum Wurf aus. Und Don Percy spürte augenblicklich, daß ihm hier ein eisenharter Mann gegenüberstand, einer, den die ewigen Prügel noch nicht mürbe gemacht, der nicht tief genug in Schulden verstrickt war, um gebrochen und demütig zu sein. Er wußte auch, daß Ixtatl mit seinem Messer um den Bruchteil einer Sekunde schneller sein würde als er mit dem Colt. Er lächelte krumm.

„Nun gut, du sollst deine Lohnerhöhung haben, darauf scheinst du es ja abzuzielen. Und wenn du mir morgen Chica herschickst, will ich deine Schuld aus meinen Büchern streichen."

„Ich verzichte darauf, Patron. Ich werde mir andere Arbeit suchen und Eurem Nachfolger zurückzahlen, was ich der Plantage schulde!"

„Meinem Nachfolger? Dir haben wohl die roten Ameisen das Gehirn gefressen! Ich bin hier Patron und werde es bleiben! Und die wunderschöne Chica? Nun, ich schwöre dir, Ixtatl: sie wird binnen einer Woche eine wunderschöne Witwe sein! Und nun hinaus mit dir!"

„Ich werde Euch vorher töten, Don Percy!" erwiderte Ixtatl, ohne die Stimme zu erheben. Ehe der Patron sich von seiner Überraschung erholen konnte, war der Indio hinausgeglitten.

In der Schlucht

Der Weg nach Guatemala führt an dem steilen Südhang des Atitlan vorbei. Riesige Lavablöcke bedecken die Wände, lockere Bimssteinmassen bilden weite nackte Halden. Von hier schlängelt sich der Pfad in die Schlucht, deren linke Wand fast senkrecht und unbegehbar ist, während die rechte einen sanften Hang darstellt, auf dessen Höhe Riesenkakteen eine langgestreckte Galerie bilden.

Don Percy staunte, als er, den Pfad zu Füßen des Hanges entlangreitend, von weitem einen bunten Fleck auf der rechten Höhe gewahrte. Als er näherkam, sah er zu seiner Verwunderung die schöne Chica im Schatten eines niedrigen Opuntiendickichts sitzen, vielleicht dreißig Schritte unterhalb der grünen Kakteenmauer. Zögernd hielt er an, stieg vom Pferd ab und kletterte ein Stück den Hang hinauf.

Er hatte Chica schon mehrmals gesehen: am Fluß, wenn sie mit anderen Indianerinnen die Wäsche wusch, auf der Plantage, wenn sie, von purpurrotem Fackellicht übergossen, zu den feurigen, rhythmischen Klängen der Marimba den Baile tanzte, jenen alten Indianertanz, der den Körper einer schönen Frau besser zur Geltung zu bringen vermag als der wildeste Mambo. Aber nie war sie ihm verführerischer erschienen als in dieser grenzenlosen Einsamkeit. Eine bunt gewebte Enagua schmiegte sich um ihre Hüften, ihre aufgelösten schwarzen Haare fluteten wie eine Welle über ihre nackten Schultern, ihr Gesicht leuchtete von geheimnisvoller Zärtlichkeit.

„Du bist verflucht hübsch, kleine Katze!" rief Don Percy hinauf. Gleichzeitig suchten seine Augen die Umgebung ab, denn er ahnte, daß Ixtatl in der Nähe sei, um ihn in eine Falle zu locken. Er konnte sich nur hinter den mächtigen, haushohen Säulen der Kakteen auf der Höhe versteckt halten, denn das übrige Gelände war völlig übersichtlich. Vorsichtig kam der Patron näher, blieb vor Chica stehen.

„Wo ist Ixtatl?" fragt er. „Du willst mir doch nicht weismachen, du seist auf dem Wege zur Stadt? Habt mir eine hübsche Falle gestellt da oben, wie? Meint wohl, ich falle darauf herein,

Chica

wie? Ihr hirnlosen Affen! Nein, schöne Chica — hier werde ich bleiben, bei dir! Und wenn der Bursche sich auch nur mit einem Haar zeigen sollte, so werde ich ihn abknallen wie einen Hund!"

„Er ist hier und wird dich töten, Patron!" erwiderte Chica und warf einen Blick des Hasses in seine verschwommenen, grauen Augen. „Du hast meine und seine Ehre verletzt — du wirst es heute büßen!"

Don Percy wurde blaß, doch dann lachte er rauh auf. „Ihr rotes Gesindel seid ja von einer verblüffenden Offenheit!"

„Wir sind kein Gesindel, Don Percy! In unsern Adern fließt uraltes Aztekenblut. Ihr Weißen möchtet euch über uns stellen. Es gelingt euch nicht. Mord und Gier flößen weder Achtung noch Liebe ein. Ihr seid schlechte Herren, und du, Patron, bist der schlechteste unter ihnen!"

„Gib acht, wie du mich lieben wirst, wenn Ixtatl erst erledigt ist!" höhnte Don Percy. „Du gehst jetzt mit mir, dann wird er sich schon zeigen. Oder bildet er sich ein, ich klettere ihm in den Hinterhalt da oben nach?"

„Nein, Patron. Du sollst hier bei mir bleiben. In zwei Minuten bist du tot!"

Verblüfft betrachtete er sie. „Und mit welcher Waffe gedenkst du mich umzubringen, süßes Raubtier?"

„Ich habe keine Waffe, auch Ixtatl nicht. Nicht einmal ein Blasrohr hat er mitgenommen, nur seine Machete."

„Soso, mit einem Buschmesser will er mir an den Hals?" Der Patron lachte dröhnend.

„Jetzt dauert es noch eine Minute!" sagte Chica mit singender Stimme. „Vielleicht betest du, weißer Mann!"

Mit irren Augen blickte er in die Runde. Seine Augen blieben zwischen zwei mannsdicken Säulenkakteen haften. Dort oben stand Ixtatl, fast nackt, regungslos, und blickte zu ihnen hinunter!

„Komm herunter, du Idiot, sonst passiert deinem Weib etwas Menschliches!" schrie er hinauf. Im gleichen Augenblick riß er den Colt von der Hüfte und feuerte. Mit einem blitzschnellen Satz verschwand der Indianer hinter einer der Säulen.

Don Percy glaubte ein leises Lachen hinter sich zu hören. Er drehte sich um — Chica war verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt, auf einer völlig übersichtlichen Fläche, wo sich keine Maus hätte verbergen können!

Ein unheimliches Gefühl kroch ihm über den Rücken. Plötzlich wußte Don Percy, daß hier auf geheimnisvolle Weise Gefahr lauerte! Irre Angst in den Augen, suchte er das flache Opuntiendickicht ab, das kaum hoch genug war, einem Menschen ein bißchen Schatten zu geben, und bei weitem nicht dicht genug, um darin spurlos zu verschwinden!

Ein lautes Getöse ließ ihn herumfahren. Seine Augen weiteten sich vor Schrecken, flatterten vor Angst, sein Mund öffnete sich zu einem gellenden Schrei. Eine gigantische grüne Walze raste auf ihn zu, ein Riesenkaktus, der ihn mit der Wucht eines Elefanten zerschmettern würde, wenn er ihn traf! Schon war das mit handlangen Stacheln besetzte Ungetüm fast heran, da löste sich der Krampf, der seine Glieder erfaßt hatte. Mit drei, vier mächtigen Sätzen gelang es ihm in letzter Sekunde, aus der tödlichen Bahn zu kommen. Krachend durchschlug der Riese das Opuntiendickicht, sauste zu Tal.

Schon atmete der Patron auf und hob die zitternde Hand, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen — da erstarrte er mitten in der Bewegung. Eine zweite Säule hüpfte auf ihn zu, eine dritte, eine vierte! Dicht nebeneinander donnerten sie von der Galerie herab, stürzten von einem drei Meter hohen Vorsprung, gewannen an Schnelligkeit, an mörderischer Wucht — eine viele Tonnen schwere Lawine, vor der es kein Entrinnen gab!

Die grüne Walze erfaßte Don Percy, als er den Hang hinabfliehen wollte, und ihre furchtbaren Stacheln bohrten sich tief in seinen Leib, bevor es ihn hinabriß und zermalmte.

Das letzte, was er in diesem Leben sah, war ein Gesicht, das er im Fallen unter sich erblickte — in einem mannstiefen, in den weichen Stein geschürften Erdloch, das vorher mit einer dünnen Steinplatte bedeckt gewesen war; das Gesicht der wunderschönen Chica ... *C. J. Roth*



UM DEINER *Liebe* WILLEN...

Das große Abenteuer eines opferbereiten Herzens - Roman von M. Harding

Nach den übermenschlichen Strapazen, die Klaus Lüders zusammen mit Catherine Wagener und Colonel Blight im Dschungel von Celebes überstanden hatte, ist der junge Deutsche nicht geneigt, seine Spionenjagd aufzugeben. Petollikoff zwar ist tot; aber noch hat Klaus Lüders die Pläne nicht wieder in Händen, die Giselas Bruder den Kopf retten sollen. So begibt sich Klaus Lüders trotz der Warnung der Freunde nach Peking, um dort in einem verfallenen Palast mit einem Mittelsmann seines chinesischen Helfers Su Shun zusammenzutreffen. Als er eintrifft, wird sofort ein Überfall auf ihn verübt. Ein schweres Messer ritzt ihm den Unterarm. Als Klaus herumfährt, blickt er in zwei phosphoreszierende Augen. Da schleudert Lüders das Messer . . .

Siedendheiß fuhr ihm etwas über das Gelenk der Hand, die die Taschenlampe hielt. Darauf schlug der Gegenstand klirrend gegen die Mauer hinter ihm und fiel auf die Dielen der Galerie. — Ein schweres, breites Messer!

Die scharfe Schneide hatte Haut und Fleisch seines Unterarmes tief aufgeritzt. Warm rieselte ihm das Blut über die Finger.

Er achtete nicht darauf. Im Dunkeln lauschte er mit allen Sinnen in den Hof hinab.

Dort war nichts zu hören. Doch hinter sich glaubte er das hastige Atmen eines Menschen zu vernehmen.

Blitzschnell fuhr er herum. Wenige Meter vor sich gewahrte er ein phosphoreszierendes Glimmen. Zwei Augen waren auf ihn gerichtet. Die Erregung der letzten Minuten noch im Blut, schleuderte er das aufgehobene Messer ohne Besinnen gegen diese anscheinend haßerfüllten, glühenden Augen, noch ehe er erfaßt hatte, zu wem sie gehören mochten. — Noch im Werfen ließ sich Klaus Lüders zu Boden fallen.

Doch nichts geschah. Nur ein klägliches Miauen drang an sein Ohr. Noch immer auf den morschen Dielen ausgestreckt, wagte er nach einigen Sekunden, die Taschenlampe wieder anzuknipsen.

Was er sah, hätte ihn fast auflachen lassen. Nicht weit vor ihm lag eine — Katze. Eine Katze, die sich noch einmal streckte und dann steif zur Seite rollte.

Rasch schob Klaus sich auf das eben noch miauende Tier zu. Es war tot. Und das Messer steckte hinter der Katze in einem Pfosten. Seine Spitze hatte nur das eine Ohr des Tierchens aufgeschlitzt.

Trotzdem war es tot, wenige Sekunden nach dieser an sich so harmlosen Verletzung verendet!

Kalte Schauer rannen Klaus über den Rücken. Das konnte nur eines bedeuten: Die Spitze des Messers war vergiftet.

Spürte nicht auch er schon eine Mattigkeit in den Gliedern? ‚Unsinn! Nur nichts einbilden!' rief er sich zu. ‚Die Tatsache, daß dich nur die Schneide geritzt hat, bewahrte dich davor, daß du genau so daliegst wie das Kätzchen.'

Er kam nicht dazu, sich die Konsequenzen auszumalen, vor denen ihn nur eine jähe Wendung bewahrt hatte. Im Hof wurden Stimmen laut, ein gurgelnder Schrei. Dann wieder Stille.

Klaus wagte sich nicht zu rühren. Nur seine Pistole zog er vorsichtig aus dem ihm von Christopher Blight empfohlenen Schulterhafter.

„Herr Lüders!" klang es nach einer Weile zu ihm hinauf.

Klaus überlegte, ob er antworten sollte, oder ob ihm jemand eine neue Falle stellen wollte.

„Herr Lüders!" Der Ruf war dringlicher. „Hören Sie mich?"

‚Himmel, das ist ja Deutsch!' dachte Klaus noch immer mißtrauisch.

„Su Shun?" fragte er zurück.

„Nein, nicht selbst. Ein Gewährsmann. — Haben Sie eine Lampe? Dann leuchten Sie den Hof ab."

Hinter einen Pfosten geduckt, kam Klaus dieser Aufforderung nach. Im Scheinwerferkegel erblickte er einen europäisch gekleideten Chinesen.

„Bleiben Sie zunächst, wo Sie sind, oder ich schieße", drohte Klaus. „Haben Sie mir sonst nichts zu sagen?"

„Ihre Vorsicht ist berechtigt, denn Sie scheinen von einem Straßenräuber belästigt worden zu sein. Aber seien Sie ohne Sorge, meine Begleiter haben ihn erwischt."

Klaus lachte unwillkürlich auf.

„Straßenräuber? Ich halte ihn für einen von Po I-Po gedungenen Mordbuben. Das nach mir geworfene Messer ist vergiftet. Und wer garantiert mir dafür, daß Sie nicht sein Komplize sind?!"

„Dann hören Sie: Spanne den Bogen, aber schieße ihn nicht ab. Ich will Ihnen auch sagen, was Sie auf diese Parole zu antworten haben. Noch gefürchtet zu sein, ist wirksamer. — Vor mir brauchen Sie sich jedoch nicht zu fürchten. Ich komme, um Sie zu bitten, mir zu Su Shun zu folgen. — Übrigens ist Ihre Vermutung, Po I-Po habe durch einen seiner zahllosen Schergen einen Anschlag auf Sie versucht, berechtigt, aber falsch. Es handelt sich wirklich um einen Straßenräuber, den Ihre sicherlich gute Kleidung verlockt hat. Nächtliche Spaziergänge durch Pekings Altstadt sind eben gefährlicher als ein Bummel über die Reeperbahn in Hamburg. Wäre Po I-Po Ihnen auf der Spur, so lebten Sie nicht mehr."

„Na, ich danke. Daß ich mit einem blutenden Kratzer davongekommen bin, habe ich nur einem Zufall zu verdank."

„Oh, Sie sind verletzt?" Die Stimme des Chinesen klang besorgt. „Ich werde die Wunde sofort untersuchen. Ich bin Arzt, Doktor Wang Li. Zwei Jahre lang war ich als Assistent im Tropenkrankenhaus zu Hamburg tätig."



Einer der Überwältiger zeigte Klaus Lüders ein scheußliches Folterwerkzeug

Unbekümmert um die noch immer drohend auf ihn gerichtete Pistolenmündung hastete Dr. Wang Li die Treppe zur Galerie hinauf.

Während der Arzt den noch immer blutenden Schnitt betrachtete, meinte Klaus: „Daher also Ihre ausgezeichneten Sprachkenntnisse. — Aber mal etwas anderes, Herr Doktor. Sie haben sich ebenso wie Su Shun längere Zeit in Deutschland aufgehalten. Fast hat es den Anschein, als hätten sich alle ehemaligen Studenten, die mein Vaterland kennen lernten, dort zu Konterrevolutionären entwickelt."

„So ganz unrecht haben Sie nicht, Herr Lüders, denn wer westliche Staatsformen und Zivilisation — ich spreche nicht von Kultur, denn in dieser Hinsicht können wir aus unserer eigenen Vergangenheit möglicherweise noch mehr Weisheit schöpfen — studiert hat, muß sich gegen die Machenschaften der derzeitigen Machthaber auflehnen. — Doch nun kommen Sie bitte. Su Shun erwartet Sie. In seinem Hause werde ich Sie auch sachgemäß verbinden und Ihnen vorsorglich Penicillin spritzen."

Ohne Bedenken folgte Klaus dem vorangehenden Arzt.

Auf dem Platz vor dem Tor stand eine Rikscha mit zwei Kulis. In ihr ging es an Dr. Wang Lis Seite in beachtlichem Tempo durch gewundene Gassen, in denen Klaus nichts außer riesigen Firmenschildern, lang herabhängenden Fahnen und — dem abscheulichen Gestank verwesender Abfälle wahrnehmen konnte.

Nach etwa zwanzig Minuten hielt das leichte Gefährt vor einem großen Haus, das dunkel und scheinbar unbewohnt am Ende einer Sackgasse lag.

Dr. Wang Li pochte in einem bestimmten Rhythmus an die Tür und murmelte — als sich in ihr eine Klappe öffnete — ein paar Worte, die Klaus nicht verstand.

„Das war unsere Losung auf Chinesisch", erklärte Dr. Wang Li, als er neben Klaus eine dämmrige Vorhalle betrat. „Sie kennen Sie ja. Spanne den Bogen und so weiter."

„Stammt die Weisheit von K'ung-futse?"

„Nicht alles, was wir zu beherzigen bemüht sind, ist von K'ung-fu-tse, der schon im Jahre 479 vor Beginn Ihrer Zeitrechnung starb, in Worte gefaßt worden. — Unsere mehr als vier Jahrtausende alte Kultur ist noch durch viele andere bedeutende Männer bereichert worden", setzte der Arzt nicht ohne Stolz hinzu.

Er machte dabei eine — wie es Klaus schien — weltumfassende Bewegung mit der Rechten.

Im gleichen Augenblick wurde Klaus Lüders von hinten gepackt. Fäuste, die Stahlklammern glichen, zerrten seine Arme auf den Rücken und banden sie zusammen. Obendrein wurde ihm ein Knebel in den Mund gepreßt, als er schreien wollte.

Der hinterlistige Angriff kam so überraschend, daß Klaus keine Gelegenheit zu irgendwelcher Gegenwehr fand.

Seine Bezwinger hoben ihn hoch und trugen ihn — nachdem sie auch seine Beine gefesselt hatten — durch einen langen Gang in einen Raum, dessen Boden, Wände und Decke mit Teakholz verkleidet waren.

Das von Kerzen hell erleuchtete Zimmer war unmöbliert. Nur eine Anzahl prachtvoller Kissen zierten die Ecken.

Drei dieser Kissen waren besetzt. Chinesen in wallenden Gewändern aus schwerer Seide und große schildpattgefaßte Brillen auf den kurzen Nasen thronten auf ihnen.

Einer verneigte sich mit verschränkten Armen vor Klaus und fragte in fast fehlerfreiem Englisch:

„Darf ich hoffen, daß Euer Hochwohlgeboren sich einer vortrefflichen Gesundheit erfreuen?"

Auf seinen Wink wurde Klaus von dem Knebel befreit, der ihn am Sprechen hinderte.

Wut und Verzweiflung trieben Klaus in eine Stimmung kaltblütiger Widersetzlichkeit. Die hohnvolle Anteilnahme reizte ihn noch mehr. Wenn er schon in eine ausweglose Falle geraten war, so sollten diese verfluchten Chinesen wenigstens nicht den Triumph genießen, ihn vergeblich um Gnade winseln zu hören. Darum sagte er:

„Danke der Nachfrage, Sie Nachteule. Ich fühlte mich aber zweifellos noch viel wohler, wenn ich Sie stundenlang in die grinsende Visage hauen könnte."

Der Chinese mit der größten Hornbrille reagierte überaus sanft. „Euer Hochwohlgeboren scheinen schlechter Laune zu sein", fistelte er liebenswürdig.

„Irrtum, Ölgötze. Ich bin keine alte Jungfer, die Launen hat. Ich habe eine Stinkwut, die ich allzu gern an Ihnen auslassen möchte. Was soll dies Theater überhaupt?"

„Oh, wir haben nur ein paar Fragen an Euer Hochwohlgeboren zu richten. Werden diese wahrheitsgemäß beantwortet, so können Euer Hochwohlgeboren das Haus sofort unbehelligt verlassen. — Zunächst möchten wir den Grund Ihres Aufenthaltes in unserem Lande kennenlernen."

„Den will ich Ihnen gern verraten. Ich bin Journalist und möchte hier Studien für eine Reportage treiben. Titel: Wie läßt sich höchste Höflichkeit am besten mit abgrundtiefer Gemeinheit vereinbaren."

„Interessant. Und Su Shun hilft Ihnen beim Sammeln des Materials?"

Es gelang Klaus, ein erstauntes Gesicht zu machen.

„Was ist denn das für ein Scheich? Oder handelt es sich vielleicht um den Ober mit den Trauerrändern unter seinen ellenlangen Nägeln, mit denen er immer in die Suppe grapscht?"

„Euer Hochwohlgeboren sind ein begabter Märchenerzähler", stellte der Inquisitator mit der Hornbrille fest. „Wir legen aber keinen Wert darauf, erfundene Erzählungen zu hören."

„Ausgezeichnet", freute sich Klaus Lüders. „Ich habe sowieso keine Lust, weitere Räubergeschichten auszuknobeln. Reden wir also ein bißchen vom Wetter."

„Das heißt, Euer Hochwohlgeboren wollen nicht antworten? Das wäre sehr unklug."

„Wieso? Hat nicht Ihr Konfusionsoberbonze gesagt: Der Weise sagt nie, was er tut? Ich bemühe mich lediglich, weise zu sein."

„Was verbindet Sie mit Su Shun?" bohrte der Wortführer erneut. Der verbindliche Ton war aus seiner Stimme verschwunden. Sie klang jetzt leise und monoton, doch die Drohung hinter seinen Worten war unverkennbar, als er fortfuhr: „Ich rate Ihnen dringend, uns Auskunft zu geben."

„Puh", machte Klaus. „Ist das hier heiß."

„Gut wie Sie wollen." Der Chinese gab einem von Klaus Lüders' Überwältigern einen Wink, der daraufhin eine Kette mit daranhängenden seltsam geformten Holzklötzen so hielt, daß Klaus sie gut betrachten konnte. Die Holzklötze waren mit Löchern versehen, in denen lange, dünne Nadeln steckten.

Der Zweck dieses Instrumentes war Klaus sogleich klar. Es handelte sich um ein Folterwerkzeug, eine Art Halskrause. Es bestand auch kein Zweifel darüber, wozu die Nadeln dienten. Sie würden sich in seinen Hals bohren, ohne ihn zu töten, doch die Qualen ...

„Was verbindet Sie mit Su Shun?" Die gleiche Frage riß ihn aus seinen Erwägungen.

Da es keinen Sinn hatte, weiter um die Dinge herumzureden, sagte Klaus gar nichts. Es wäre ihm auch schwergefallen, denn ihm war, als würde ihm die Kehle zugeschnürt. Kalter Angstschweiß trat auf seine Stirn. Ja, er hatte Angst vor dem Kommenden, namenlose Angst. Trotzdem schwieg er.

Auch dann noch, als ihm der grauenerregende Holzkragen über den Kopf geschoben wurde.

Wie aus weiter Ferne schlug die eintönige Frage an sein Ohr:

„Was verbindet Sie mit Su Shun?" — —

Fortsetzung auf Seite 20

Fortsetzung von Seite 19

Ein Klopfen an der Tür ließ Christopher Blight aus unruhigem Halbschlummer aufschrecken.

Automatisch streckte er die Hand aus, um das Nachttischlämpchen anzuknipsen.

„Bitte kein Licht", bat Catherine Wagener von der Tür her. „Der Morgen dämmert ja schon. — Chris, ich hielt es nicht mehr allein aus! Was ist mit Klaus?"

Schwerfällig richtete der Colonel sich auf. Beim ersten Grau des jungen Tages konnte er Catherine — da sie dem Fenster zugewandt stand — besser sehen, als sie wohl vermutete. Er begriff auch, warum sie ihn gebeten hatte, kein Licht zu machen.

Sie hatte nur einen Morgenrock übergeworfen, und — sie hatte geweint. Stundenlang anscheinend, denn ihre Augen waren verquollen und ihre Stimme heiser.

„Tja, Kindchen. Was soll ich dir darauf antworten? Mir liegt es auch elend schwer auf dem Magen, daß ich nicht mit von der Partie sein konnte. Doch Su Shun hatte sich meine Mitwirkung vorerst ja ausdrücklich verbeten."

„Das ist es unter anderm, was mich so beunruhigt, Chris. Wenn man Klaus nun in eine Falle gelockt hat?"

„Warum ausgerechnet ihn?" hielt ihr der Colonel dagegen. „Aber nun paß mal gut auf, Rina. Wir wissen zwar recht wenig über diesen Su Shun, bisher hatten wir aber keine Veranlassung, ihm zu mißtrauen. Im Gegenteil. Er scheint über ganz tolle Verbindungen und große Macht zu verfügen. Auf Grund dieser wohl unzweifelhaft feststehenden Tatsachen wird er Klaus schon zu schützen wissen, falls der wirklich in eine prekäre Situation kommen sollte."

„Das mag ja alles stimmen. Ich frage mich nur: Woher kommt dieses besondere Interesse Su Shuns?"

„Du liebe Zeit, Mädel, du kannst auch mehr fragen, als . . . — Na, ich will mich nicht als Weisen hinstellen. — Überleg mal. Wenn man eine so kitzlige Aufgabe zu erfüllen hat, wie wir hier in diesem Lande, in dem es Strömungen und Unterströmungen gibt, dann nimmt man gern jede sich bietenden Gelegenheit wahr, weiterzukommen. Wir können da nicht immer lange fragen: Ist auch kein Haken dabei? Möglich, daß der Chinese, der mit Po I-Po offenbar auch ein Hühnchen zu rupfen hat, sich etwas von unserer Mitwirkung verspricht. Es kann aber auch sein, daß er sich nur dankbar erweisen will. Und zur Dankbarkeit hat er allen Grund. Sieh mal, wir haben ihm seine von Petollikoff geklaute überaus wertvolle Edelsteinsammlung über ‚Kaugummi' zurückerstattet. Vor allem wäre er ohne Klaus längst von den Ratten auf der Dschunke bei Kanton, wohin ihn Petollikoff gelockt hatte, gefressen. Ohne uns wäre er also eine zumindest weniger reiche Leiche", versuchte Blight zu scherzen.

Als er merkte, daß all seine Argumente Catherines Angst um Klaus Lüders nicht zu vertreiben vermochten, riet er ihr:

„Leg dich wieder hin, Mädel. Nimm, wenn es nicht anders geht, ein Schlafmittel. Warte, ich habe im Koffer . . ."

„Laß nur, Chris", wehrte Catherine matt ab. „Ich finde doch keine Ruhe. Können wir denn gar nichts tun? Mein Gott, wenn ich mir vorstelle, daß Klaus . . ." Sie brach ab. Und Christopher Blight sah, wie sie sich mit dem Zipfel des Morgenrockes verstohlen Tränen fortwischte. „Ich ertrage dieses untätige Warten nicht länger, Chris", stieß sie dann hervor. „Überleg doch, was wir unternehmen können."

Christopher Blight wurde der Mühe enthoben, eine halbwegs tröstliche Antwort zu finden, denn nach eiligen Schritten auf dem Korridor wurde die Tür zum Hotelzimmer aufgestoßen und Klaus Lüders stand auf der Schwelle.

„Hallo, Chris!" rief er. „Es besteht nun doch . . . — Oh!"

Unwillkürlich hatte der Colonel nun doch auf den Knopf der Nachttischlampe gedrückt, um besser sehen zu können, was so weiß unter Klaus Lüders' Ärmel hervorlugte.

Stumm wanderten Klaus Lüders' Blicke von Christopher Blight, der im Pyjama auf dem Rand des zerwühlten Bettes saß, zu Catherine Wagener, die hastig ihren Morgenrock über der Brust zusammenraffte. Jähes Mißtrauen und abgründige Enttäuschung glomm in seinen Augen auf.

Doch schon in der nächsten Minute glitt ein verstehendes Lächeln über seine abgespannten Züge.

„Was treibt ihr denn hier?" erkundigte er sich munter. „Haltet ihr Kriegsrat ab, oder eine Trauerfeier um den verlorenen Sohn? — Oh! Rina! Du hast geweint? Komm, laß . . ."

Er wollte auf Catherine zutreten. Doch sie wich zurück. *Fortsetzung folgt*

Die Perlenkette

Eine amüsante Geschichte von Jo Dohlen

Ich war damals in Stockholm, wo ich meine wissenschaftlichen Arbeiten über Gesteinsbildungen fertigzustellen hatte. Ein Zufall führte mich auch in das Haus Costa Petersens, der die warme Jahreszeit auf seinem Sommersitz, einer kleinen Insel des Mälarsees unweit Stockholms verbrachte. Dort wurde ich unbeabsichtigt Zeuge einer Liebesgeschichte, die mir hoffnungslos erschien.

Ein Bekannter von mir, ein schwarzhaariger Südländer, liebte Petersens Tochter Ingrid, eine vielumschwärmte, platinblonde, bildschöne Schwedin. Und als seine Liebe bei Ingrid ein starkes Echo fand, schwamm er in Seligkeit.

Ich aber riet ihm: „Schlag dir das Mädel aus dem Kopf." Denn Giuseppe war zwar ein hoffnungsvoller Junge, aber Geld hatte er keins. „Selbst wenn dich Ingrid liebt, so ist es doch aussichtslos. Der reiche Petersen wird es niemals zulassen, daß seine Tochter einen Habenichts heiratet."

Aber Giuseppe blieb hartnäckig. „Ich werde mit ihrem Vater sprechen", sagte er.

Die Unterredung mit ihm verlief, wie ich es gar nicht anders erwartet hatte, ziemlich negativ, wenn er ihm auch sozusagen noch eine Trostpille verabreichte.

„Junger Mann", hatte Petersen zu Giuseppe gesagt, „ich weiß, daß Sie meine Tochter lieben, aber ich weiß auch, daß Sie nichts sind und nichts haben. Und von Liebe allein kann meine Tochter nicht leben."

Die Einwendungen, die Giuseppe machte, waren nicht gerade stichhaltig; immerhin bekam er eine Chance.

„Sehen Sie", fuhr Petersen fort, „ich spreche ganz offen mit Ihnen, denn ich glaube, für beide Teile ist Klarheit das beste. Ich war selbst einmal jung und hatte kein Geld wie Sie. Aber ich hatte wenigstens eine Idee, und diese Idee habe ich zu Geld gemacht. Ich habe einen Artikel herausgebracht, der eigentlich unmöglich war, und das Geld für die Reklame habe ich mir geliehen. Glauben Sie mir, in acht Wochen war ich ein gemachter Mann, wenigstens für den Anfang. Auch Ihnen will ich solche Chance geben. Sie sollen ein Vierteljahr Zeit haben. Kommen Sie dann wieder und weisen mir ein Bankkonto von wenigstens 10 000 Kronen nach, dann glaube ich Ihnen, daß Sie ein tüchtiger Kaufmann sind. Dann können Sie meine Tochter haben."

„Es ist hoffnungslos", sagte ich, als Giuseppe mir Bericht erstattet hatte. „Schlag dir das Mädel aus dem Kopf!"

Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich nach wenigen Wochen eine Einladung zur Verlobung Ingrids mit Giuseppe erhielt. Die Feier fand im kleinen Rahmen statt.

„Wie habt ihr das gemacht?" fragte ich das junge Paar heimlich.

„Die Idee hatte nicht ich, sondern meine ebenso reizende wie kluge Braut", erwiderte Giuseppe mit dem ihm eigenen südländischen Charme. „Ingrid hatte vor einigen Wochen ein Sommerfest veranstaltet und ihre zahlreichen Verehrer eingeladen. Mitten in einem fröhlichen Spiel erklärte sie dann plötzlich, sie hätte ihre Perlenkette verloren. ‚Jetzt, meine Herren', sagte sie zu ihren Anbetern, ‚können Sie beweisen, daß Ihre Gefühle für mich echt sind. Suchen Sie bitte nach der Perlenkette. Wenn ich sie nicht wiederbekomme, kriege ich einen Mordskrach mit Papa. Er hat sie mir erst vorige Woche beim Juwelier Sandström gekauft. Sie hat über 1000 Kronen gekostet . . .'"

„Nun, hat man sie gefunden?" fragte ich Ingrid neugierig.

„Nein, ich hatte sie ja gar nicht verloren! Aber am nächsten Morgen kam einer meiner Verehrer nach dem anderen mit einer Perlenkette angetanzt. Jeder behauptete steif und fest, dies wäre die verlorene . . ."

„Und weiter", fragte ich.

„Und am nächsten Tage hat Giuseppe sie gegen einen entsprechenden Nachlaß an den Juwelier zurückgegeben. So sind wir zu Papas geforderten 10 000 Kronen gekommen."

„Sagen Sie ihm aber um Gottes willen nichts", schloß Ingrid eindringlich ihren Bericht. „Ich habe zwar viel von ihm gelernt, aber in diesem Falle darf er es unter gar keinen Umständen wissen!"

FÜR DIE FRAU



Kleine Weisheiten des Alltags

Frauen nehmen nie das übel, was man ihnen sagt, sondern das, was man ihnen verschweigt.

Einen Kuß, den du einer Frau nicht geben durftest, verzeiht sie dir; nie aber einen Kuß, den du ihr geben konntest, aber nicht gabst.

Die am häufigsten anzutreffende Basis für eine Ehe ist das gegenseitige Nichtverstehen.

Die Schwierigkeit der Tugendausübung besteht vor allem darin, daß der Mensch Bosheit nicht zu lernen braucht.

Männer, die ein Geheimnis vor einer Frau haben, haben entweder kein Geheimnis oder keine Frau.

Wie kahl und jämmerlich würde manches Stück Erde aussehen, wenn es kein Unkraut gäbe, und wie langweilig wäre das Leben, wenn es keine Außenseiter gäbe.

Das Schlimme an der Liebe ist, daß man nicht lieben und gleichzeitig vernünftig sein kann.

Jeder Mann, der die Frauen kennt, hat sein Wissen teuer bezahlt.

Der Ehemann weiß, für wen er sein Geld ausgibt, die Frau, für was.

Wer anfängt, sich ständig auf andere zu stützen, darf sich nicht wundern, wenn er plötzlich den Halt verliert.

Wer sein Unrecht einsieht, hat schon den ersten Schritt zur Wiedergutmachung getan.

Am undankbarsten sind stets die Menschen, denen das Leben am meisten geschenkt hat.

Es gibt Menschen, die verlangen Dankbarkeit sogar für das, was man an ihnen getan hat.

Die Boshaftigkeit haben die Männer erfunden, und die Frauen haben sie zur Vollkommenheit entwickelt.

Die meisten ehelichen Fragen pflegen mit der Liebe zu beginnen und mit dem Geld zu enden.

Freundschaften gehen selten daran zugrunde, daß man sich zu wenig, sondern daß man sich zu viel sieht.

Wer nicht weiß, was er will, muß meist sehr rasch erfahren, was er muß.

Menschen, die nur Beziehungen pflegen, die sich verwerten lassen, haben in Wirklichkeit überhaupt keine echten Beziehungen.

Mit der Zeit gewöhnt man sich an den häßlichsten Charakter — vorausgesetzt, daß es der eigene ist.

Die moderne Liebe geht nicht mehr durch den Magen, sondern durch den Wagen.

Früher holten sich die Frauen ihr Selbstvertrauen in der Kirche, heute beim Friseur.

Die gefährlichste Lüge, die die Wisenschaft den Frauen beschert hat, ist — der Schaumgummi.

Die meisten Frauen achten erst dann auf ihre Taille, wenn sie keine mehr haben.

Junge Frauen sehen in ihrem Ehemann von dem Augenblick an, an dem er das erstemal Zahnschmerzen hat, keinen Helden mehr.

Männer heiraten nie den Typ, den sie bevorzugen; sie begnügen sich damit, ihm die nächsten dreißig Jahre nachzustarren.

Nie fällt einer Hausfrau so viel ein, was im Haushalt noch zu tun ist, als wenn der Mann eben gemütlich in einem Sessel Platz genommen hat.

Drei Monate vor ihrem Geburtstag beginnen viele Frauen, ihren Männern zuzureden, ihnen zum Geburtstag ja nichts Teueres zu kaufen. Und dann sind sie wütend, wenn sie es tun.

Bei den Damen der sogenannten oberen Zehntausend herrschen in der Ballsaison zwei Beschäftigungen vor: Entweder sucht man einen Ehemann, oder man verbirgt sich vor ihm.

Wir alle suchen angenehmen Umgang, doch keiner von uns weiß, ob er zu den angenehmen Begegnungen zählt.

In modernen Ehen spielen die Nerven leider eine sehr viel wichtigere Rolle als die Liebe. *fem.*



Amüsantes amüsant notiert

EIN LIEBES HERZCHEN. Die 34jährige Frau Rigmor Larsen aus Kolding in Dänemark pflegte ihrem 37jährigen Ehemann das Gebiß zu verstecken, wenn er sich schön machen und ausgehen wollte. Kürzlich band sie es aus Jux an einen vor dem Hause stehenden Lastwagen, der mit dem Gebiß davonfuhr. Herr Larsen läßt sich jetzt ein neues Gebiß machen, und gleichzeitig sucht er eine neue Frau, da er inzwischen schuldlos geschieden wurde.

KÖNIGIN DER TASCHENDIEBE HEIRATET DETEKTIV. Die anerkannte Königin der amerikanischen Taschendiebe, die 43 Jahre alte Mrs. Maud Green, die schon zahlreiche Gefängnisstrafen wegen Diebstahls abgesessen hat, hat jetzt unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit und der Presse geheiratet. Und zwar einen Detektiv aus einem großen Warenhaus in St. Louis. Die beiden haben sich in Ausübung ihres Berufes kennengelernt. Die langfingrige Maud klaute gerade wieder einmal etwas, und der Detektiv erwischte sie dabei. „Es war Liebe auf den ersten Blick", strahlten beide in die klickenden Kameras.

AKTUELLE SENDUNG. Eine Rundfunkgesellschaft in Chikago, und zwar die CBS, faßte den Entschluß, die Bibel der Hörerschaft in einigen volkstümlichen Vorträgen nahezubringen. Als ein Geistlicher den ersten Vortrag über die Schöpfungsgeschichte und die ersten Menschen beendet hatte, trat der Sprecher ans Mikrophon und sagte: „Meine sehr verehrten Hörerinnen und Hörer! Wird Kain den Abel umbringen oder nicht? Das ist die spannende Frage! Morgen um 17 Uhr werden Sie es auf dieser Welle erfahren!"

VERKEHRSERZIEHUNG. Eine Rundfunkgesellschaft in Nord-Dakota brachte dieser Tage einen Beitrag zur Verkehrserziehung mit drastischen Mahnungen an die Verkehrsteilnehmer, rücksichtsvoller und langsamer zu fahren. Zum Abschluß der Sendung erklangen Weihnachtslieder. Kommentar des Sprechers: „Wir spielen jetzt Weihnachtslieder für alle diejenigen Hörer, die infolge zu schnellen Fahrens an Weihnachten nicht mehr unter den Lebenden weilen."

BISSIGE GESCHICHTE. Dem Amtsgericht in Goslar ging dieser Tage ein Schreiben zu, in dem es unter anderem heißt: „Sie sagte, sie braucht mein Gebiß nur für den Nachmittag, weil ein Witwer zu ihr kommt, der sie vielleicht heiraten will. Ich habe es ihr in gutem Glauben geliehen, und jetzt gibt sie es nicht wieder raus. Sie sagt, es sei ihres. Dabei wissen alle Leute, daß ich falsche Zähne hatte, und jetzt soll es auf einmal nicht wahr sein. Ich bitte das hohe Gericht, mir wieder zu meinem Gebiß zu verhelfen, denn wie komme ich dazu, daß sich die Frau Tröger mit meinen Zähnen einen Witwer angelt?"

DER GROSSE WURF. Der Pariser Varietésänger Leon Sellier warf seine Geliebte nach einer erregten Auseinandersetzung aus dem Fenster seiner Wohnung, die im vierten Stock eines Mietshauses liegt. Der Sänger mußte kurz darauf mit schweren Verletzungen ins Krankenhaus gebracht werden. Und das kam so: Seine Geliebte blieb am Balkon der darunterliegenden Wohnung hängen, schnappte sich wutentbrannt eine schwere Flasche, rannte damit nach oben und schlug ihrem Freund damit den Schädel entzwei. *fem.*

EHEVERMITTLUNG

New York. Ein klein wenig echte Liebe, das ist alles, was ich suche. Möchte es dem Zufall nicht mehr überlassen, die Frau zu finden, die mein Leben mit mir teilen will. Vor allem wünsche ich eine deutsche Partnerin. Bin 38 Jahre, gut aussehend. Wenn ich betone, monatl. ca. 2300,— zu verdienen, so will ich nur sagen, daß ich ein angenehmes Leben bieten kann. Komme im Frühjahr nach Europa und will mich dann gern persönlich vorstellen. Welche charmante Dame mit Herz und modernem Zeitgeist will mich kennenlernen über: Dean NP-151 Inst. VIKTORIA Frau O. Weber, Bremen 1, Postschließfach 1553.

Nur katholische Ehen
durch den seit 35 Jahren erfolgreichen Neuland-Bund Jos. Bösl, Kevelaer C od. Köln-Klettenberg J
Prospekt kostenlos

Herzenseinsamer 33jähriger Einspänner (1,78 gr.), möchte sich von liebevollem Wesen zartes Ehejoch auflegen lassen. Das ist eigentlich mein Wunsch im neuen Jahr. Bin Exportkaufmann, in der Liebe nicht ganz ohne Enttäuschungen geblieben und wähle nun diesen Weg, meine „bessere Ehehälfte" zu finden. Will mich gern näher vorstellen über: Alvin NP-167 Inst. VIKTORIA Fr. O. Weber, Bremen 1, Postschließf. 1553.

Nanu, ... Sie kennen KERT noch nicht?

Leber-, Gallenleiden bekämpft ohne Diät **Stegallin**, Fl. DM 3.15 i. a. Apotheken
Prospekte von **Pharmus**, Holzminden 37

Heiratsuchende! Bedingungen kostenfrei. Vermittlung TRAURING, Bente, Bonn, Reuterstraße 44/11.

TAUSENDE DEUTSCH-AMERIKANER jeden Alters u. Standes suchen nette deutsche Ehepartner! Zehn Jahre reeller Kundendienst — keine Vermittlungsgebühren! Rückporto erbeten: AMERIKA-BÜRO, Abt. 741, Starnberg.

Kaufmann, 54 J., in best. Verhältn., Grundbes. und eigene Tuchfabrik, wünscht Wiederheirat. Anfr. unt. 74 600 — Institut „DER TREFFPUNKT", Düsseldorf, Stresemannstraße 29.

Dipl.-Ing., 42 J., ledig, wünscht Heirat durch FRAU DOROTHEA ROMBA, Duisburg, Mercatorstr. 114 — Ruf 2 03 40.

Soeben aus USA eingetroffen! Amerikas größte Heiratszeitung (Aufl. 25 000), zahlreiche Bilder und 251 Heiratsangebote von Damen und Herren jeden Alters! Komplett mit Adressenliste, diskret verschlossen. 2.— DM (Nachnahme 2.50). AMERIKA-BÜRO, Abt. P. Starnberg.

19jähr. reizende, dunkelhaarige Farmerstochter (Mutter Deutsche) in Brasilien lebend, sehr tüchtig u. fleißig, die mit ihrem Vater zusammen die großen Plantagenbesitzungen leitet, möchte ihre Zukunft mit einem deutschen Kameraden zwischen 21 und 35 Jahren teilen. Er soll besten Charakter haben. Freude an Natur und Landwirtschaft, gute Musik und Kinder lieben und sich an allem Schönen und Edlen des Lebens erfreuen. Alles Nähere über 184 416/D gerne durch Institut Erika, Stuttgart, Rotebühlstr. 95.

KANADA. Ja, einer sagt es dem anderen. Mehrere meiner Freunde haben deutsche Frauen und leben glückl. So will ich auch auf diesem Wege versuchen, meine Ehegefährtin zu finden. Wird mein Ruf ein Echo erhalten? — Bin 24/1.80, immer fidel, gutmütig, Handwerker mit sicherem Auskommen (monatlich DM 2000). Du brauchst nichts zu besitzen als den Willen, eine treue und gute Kameradin zu sein. Darf ich Dir bald antworten über: Glen NP-147 Inst. VIKTORIA, Bremen 1, Postschließfach 1553.

Akademiker, Dipl.-Landwirt u. Geologe, Dr., in Staatsstellg., 31 J., wünscht Neigungsehe. Anfr. unt. 38 788 — Institut „DER TREFFPUNKT", Hannover, Arnswaldtstraße 6.

AMERIKA. Fern der alten Heimat packt einen oft das Heimweh. Ja, meine Wiege stand in München, aber hier fand ich mein neues Heim. Mein Wunsch ans neue Jahr: Bald einen netten, lieben Jungen zu finden, der hier mit mir eine Familie gründen will. Bin 22 Jahre, gut aussehend (sagt mein Spiegelbild) und lebe in geregelten wirtschaftlichen Verhältnissen. Will Dir gern mein Bild senden über: NP-158 Inst. VIKTORIA, Bremen 1, Postschließfach 1553.

Ärzte, Theologen, Lehrer, Beamte, Ehewillige aller Kreise suchen Neigungsehe. Schriften gratis, verschlossen, ohne Absender. **Evangelischer Briefbund,** (21a) **Detmold 224/Dp.**

BRIEFWECHSEL

Brieffreundschaften mit aller Welt bringen Freude und Erfolg! Vermittlung Hanssen (20a) Walsrode 5.

Briefwechsel vermittelt Briefaustausch Berlin W 35, Schließfach 46.

Holländische, schweiz., österreich. Damen/Herren w. Briefw. mit Deutschen. Näheres durch Weltkurier, Box 6057, Rotterdam, Holland.

Briefbund „International", Lübeck, Elsässer Str. 5, Abt. N (Rückporto).

STELLENMARKT

Gute Nebenbeschäftigung durch KERT, A 20, Freudenstadt.

HEIMVERDIENST, DM 100.— pro Woche nebenher. Schreiben Sie an (Rückporto) Jensen, Abt. N 42, Hamb. 11/Fach 5151

NEBENVERDIENST durch leichte Heimarbeit bequ. i. Hs. zu verg. Wöchentl. gar. DM 70,—. Näh. geg. Rückporto. A. HEISE & Co., 13, Heide i. H.

Ia Nebenverdienst: 3×125-g-Sichtdose, dreierlei Kaffee, nur 6,55 postfrei. Seit 1923! Kehrwieder 302, Hamburg 1.

Heimarbeit nach Ihrer Wahl. C. Mohr, 13a Dittlofsroda/Ufr., mit Rückporto.

Dauer-Heimarbeit mit Rücknahme! Näh. H. Schubert (P) (13a) Coburg/Obfr., Schließfach 307. (Rückporto erbet.)

NEBENVERDIENST! Sof. Näheres durch Postfach 398, Konstanz 38a.

50 DM wöchentlich oder ständ. Nebenverdienst durch Verkauf u. Verteilung uns. bek. **BREMER QUALITÄTS-KAFFEES** an Hausfrauen usw. - Ausführl. günstiges Angebot durch: **Import-Export-Kaffeerösterei WARNKEN** Bremen, Postfach 808, Abt. C

Heimarbeit mit Rücknahme! Näheres geg. Porto durch Karpenstein, Bad Hersfeld, Postfach 48/2.

Heimverdienste bis DM 60,— wöchentl. bietet Jastrebski, 20a Kirchdorf/D.

SICHERE DAUEREXISTENZ
mit hohem Verdienst, wöchentlich DM 200 und mehr durch unseren konkurrenzlosen DM-2-Verbrauchsartikel (auch nebenberuflich), der, einmal gekauft, immer wieder nachverlangt wird! Gebietsschutz. Direkt vom Hersteller. Schlamp u. Wilhelmi, Wiesbaden-Bierstadt.

Guter Nebenverdienst durch Verkauf und Verteilung unseres bekannten Bremer Gold-Kaffees an Hausfrauen. Gold-Kaffeehandel O. W. Heuer, Bremen, Abt. 702/45.

Sensationelle HEIMARBEIT
Völlig neue, leichte Beschäftigung bringt schnell hohes Einkommen! (Rückporto) NNVG-HOPPE - Darmstadt - Eichbaumeck

Wollen Sie zur Handelsmarine? Näh. frei und unverbindlich durch C. Langer, Hamburg 36, Fach 5 M.

INS AUSLAND? Möglichkeiten in den USA und 26 anderen Ländern! Fordern Sie unser „Wann?- Wohin?- Wie?-Programm" gratis von International Contacts, Hamburg 36, Abt. N 42. (Anfragen werden weitergeleitet nach New York.)

Herz Kraft, gesunde Nerven und tiefen Schlaf durch **HERZ TAKT** mit **Gelée royale**
(Bienen-Königinnen-Futtersaft)
Als Kräftigungsmittel bei Kopfdruck, Herzbeschwerden, Nervenschwäche, Schlaflosigkeit, nervösen Unruhen, Überarbeitung, seelischen u. körperlichen Erschöpfungszuständen. Doppelflasche 9,80, Fl. 5,80, Dragées 5,80.
Wörishofener Kräuter-Haus W. P. Marnach, Bochum,
Bongardstraße 16/18 - Postfach 187

1000.- DM für eine Film-Idee!
Bei Verfilmung **außerdem** 5000-10000 DM. Gelegenheit zu **nebenberuflicher Mitarbeit.** Näheres im Prospekt kostenl. vom **Film- und Bühneverlag** X. F. B. Scharre, Konstanz II/55







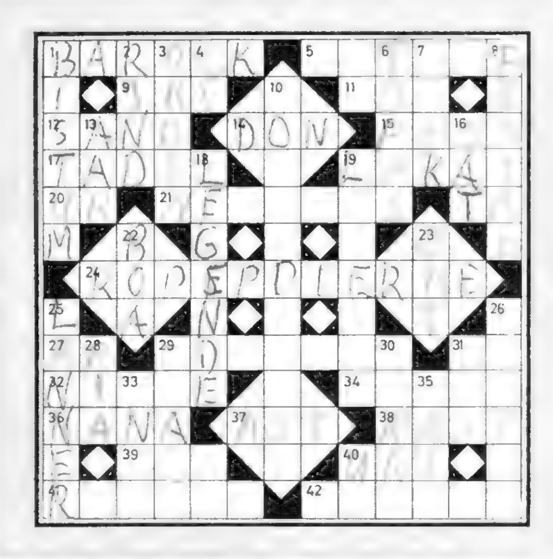
Gratisprobe
unseres Kräftigungstees erhalten Männer, die sich müde und abgespannt fühlen, verbunden mit fortschreit. Leistungsabfall und Funktionsstörungen, von **Pharm-Lange,** Abt. 5, Hamburg-Garstedt, Postfach 10.



X **Ihr Horoskop 1957/61** DM 3.- + Nachn. m. TOTO-Glücks- und Liebesbeurb. Geburtsangabe an W. v. Hofe, Lüdenscheid, Oststraße 46



Raten Sie mit?



Es dreht sich um die Kunst

Waagerecht: 1. siehe Anmerkung, 5. siehe Anmerkung, 9. Westeuropäer, 11. chemischer Grundstoff, 12. Erdboden, -reich, 14. russischer Strom, 15. großer Garten, 17. Rüge, Verweis, 19. Bedienter in Livree, 20. Auerochse, 21. griech. Göttin der vergeltenden Gerechtigkeit, 24. französischer Revolutionär, 27. Flächenmaß, 29. Bezeichnung für unveränderliche Gase, 32. inneres Körperorgan, 34. Fluß in Italien, 36. Roman von Zola, 37. Teil des Baumes, 38. Ruhepause, 39. unheilbringende Göttin der alten Griechen, 40. Nomadenzeltdorf, auch Berg in d. Schweiz, 41. s. Anmerkung, 42. s. Anmerkung.
Senkrecht: 1. Bischofsbezirk, 2. Wiederkäuer, 3. Ehrenzeichen, 4. chemisches Zeichen für Cerium, 6. Edelstein, 7. Hochland in Vorderasien, 8. Nordländer, 10. berühmtes Bauwerk in Venedig, 13. Wappenvogel, 16. Titel, 18. Heiligengeschichte, 19. Schriftsteller, 22. Schlange, 23. kleine Ansiedlung, 25. österreichischer Walzerkomponist, 26. moderner französischer Bühnenautor, 28. abgekürzter Mädchenname, 29. Muse, 30. dickflüssiger Zuckersaft, 31. Stadt in Marokko, 33. Riese im Alten Testament, 35. eine der Kleinen Sundainseln.
Anmerkung: Die Wörter 1, 5, 41 sowie 42 waagerecht bezeichnen jeweils eine sehr bedeutende Kunstepoche.

Mit der Verschönerung

INA HINNECK TRIENT

Ihrer Wohnung ist Fräulein Ina beschäftigt. Als was?

Hier ist die Auflösung der Rätsel aus dem vorigen Heft

Kreuzworträtsel. *Waagerecht:* 1. Pirol, 5. Katze, 9. Fulda, 10. Eller, 11. Emu, 13. Art, 14. Rio, 16. Ahorn, 18. Ire, 19. Dachs, 21. Ulm, 22. Saal, 23. See, 25. Dam, 26. irr, 27. Rom, 28. Inn, 30. Not, 32. Made, 34. Sam, 36. Saar, 39. Oma, 40. Ritus, 42. Leu, 43. Air, 44. Spa, 46. Weihe, 47. Udine, 48. Elend, 49. Reval. — *Senkrecht:* 1. Pferd, 2. Julia, 3. Ode, 4. Lama, 5. Kern, 6. Alt, 7. Zebra, 8. Erpel, 12. Uhu, 13. Arm, 15. Ochs, 17. Olm, 18. Jam, 20. Seine, 22. Samos, 24. Ern, 25. Don, 28. Ida, 29. Rat, 31. Tal, 32. Moewe, 33. Amsel, 34. Sir, 35. Mus, 37. Aetna, 38. Rudel, 40. Ried, 41. Spur, 43. Ahn, 45. Ade. ● **Besuchskarte:** Maschinenschlosser. ● **Silbenrätsel:** 1. Frankreich, 2. Aluminium, 3. Hofmarschall, 4. Rasensprenger, 5. Drilling, 6. Ischias, 7. Echolot, 8. Notar, 9. Sessellift, 10. Tübingen, 11. Liederkreis, 12. Elaborat, 13. Immensee, 14. Tattersall, 15. Edelweiß, 16. Rarität. „Fahrdienstleiter — Aufsichtsbeamter." ● **Naturereignis:** 1. Asot, 2. Unna, 3. Knef, 4. Pfad, 5. Krim, 6. Sand, 7. Isar, 8. Atem, 9. Inri, 10. Isis. „Sonnenfinsternis".

NEUE BÜCHER

Katinka und Herrmann Mostar: ‚Was gleich nach der Liebe kommt' oder ‚Katherlieschens Kochbuch', Verlag der Sternbücher, Hamburg, 480 Seiten mit 120 zweifarbigen Illustrationen, Ballonleinen DM 16.80.

Was gleich nach der Liebe kommt, ist — natürlich das gute Essen und die Kunst, es schmackhaft zuzubereiten. Der Schriftsteller und Feinschmecker Mostar erzählt Ihnen eine amüsante Kulturgeschichte des Essens, seine kochbegabte Frau Katinka verrät Ihnen dazu in ausführlichen Rezepten, wie es gemacht wird. ‚Katherlieschens Kochbuch' ist ein Geschenkbuch für die jüngeren Damen; denn die Liebe der Männer geht bekanntlich nun einmal durch den Magen. Aber auch die jungen Damen über vierzig können

Silbenrätsel:

Humor ist, wenn man trotzdem lacht

Aus den Silben a, ar, ar, ba, ball, baum, bi, bu, can, chie, da, di, dol, du, e, ein, eu, fi, fi, ger, gly, gra, heer, hi, hier, horn, i, i, ka, ka, ka, ku, la, lum, man, mat, na, ni, nun, ob, ohr, on, on, pe, pen, phen, ra, ri, rich, rin, ring, ro, ry, se, ser, sig, sti, tem, ter, ter, ter, ti, ti, ti, ti, ti, to, to, tur, tus, ul, um, um, us, va, zei **sind 23 Wörter dieser Bedeutung zu bilden:**

Schmuckstück

amerikanisches Ballspiel

Berg in den Walliser Alpen

Reifeprüfung

päpstlicher Gesandter

altägyptische Schriftzeichen

männlicher Vorname

vornehmer chinesischer Beamter

Stern-, Wetterwarte

Genehmigung, Bestätigung

Rangordnung, Priesterherrschaft

Heilpflanze

friedlicher Landsitz

Vogel

Muse

nordische Göttin

Vergütung, außerordentliche Zuwendung

indianisches Stammesabzeichen

Unterstützung

Götzenbild, Vorbild

Stadt in England, Bischofssitz

Truppenansammlung

altertümliches Wasserfahrzeug

Der erste und dritte Buchstabe, von oben nach unten gelesen, ergeben im Zusammenhang einen Sinnspruch.

hier noch manches lernen, denn im Kochen lernt man nie aus. Katherlieschen wird Ihnen helfen, Fleisch-, Fisch-, Gemüse- und sonstige Töpfe noch unwiderstehlicher zu machen, als die Ihren, liebe Leserin, ohnehin schon sind.

Fischer-Bücherei, Frankfurt/Main und Hamburg; jedes Taschenbuch DM 1.90; Doppelbände DM 2.90.

Aldous Huxley: ‚Schöne neue Welt' – Ein Roman der Zukunft.

In diesem Roman wird die Fragwürdigkeit der ‚schönen neuen Welt' mehr als deutlich. Huxley erzählt von der Welt von morgen, in der alle Wünsche Erfüllung gefunden haben, in der aber auch der Geist getötet wurde, die Liebe zur Natur und unter den Menschen, der Gottesglaube, die Wahrheit, die Freiheit. Doch dann tritt in diese Zivilisation ein ursprünglicher Mensch. Er erscheint wie ein ‚Wilder', denn er braucht keine Bequemlichkeit; er will Gott; er will Poesie; er will Gefahren, Freiheit und Tugend.

PSYCHOLOGIE *des Alltags*



GRIECHISCHE GEWÄNDER standen Pate bei diesem fließend drapierten Abendkleid. Das Material ist beigefarbener Chiffon, die angearbeitete Stola ist in hellerem Fliederton gehalten und wird durch eine violette Agraffe zusammengehalten. Modell: Horn, Foto: Hubs Flöter

Ich verlor den Kopf

Kennwort: Tina H., 26 Jahre

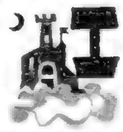


Ich glaubte immer, daß ich mich vollkommen in der Gewalt hätte und nichts auf Erden imstande wäre, meine Lebensgewandtheit, meine Sachlichkeit zu erschüttern. Und dann verliebte ich mich Hals über Kopf in einen Mann, den ich einfach wundervoll fand. Er hat mein Alter. Er entsprach wirklich in jeder Weise meinem Ideal. Es kam noch hinzu, daß er aus einer sehr guten Familie stammt, eine glänzende Erziehung genoß und beruflich wahrscheinlich die allergrößten Chancen hat, eines Tages ein bedeutender Mann zu werden. Wir waren einander mehrfach begegnet, wir hatten Belanglosigkeiten gesprochen, eigentlich ganz einfach nur deshalb, weil wir den gleichen Weg hatten — so sagte ich mir selbst. Und dann auf einmal tat er den Mund auf und bat um ein Wiedersehen, er wollte mit mir ausgehen, er lud mich ein und im gleichen Atemzug sagte er: „Muß ich Ihnen ausdrücklich sagen, daß ich Sie liebe?" Und in diesem Augenblick verlor ich den Kopf. Ich benahm mich wie ein eingebildetes junges Ding, das vor lauter Verlegenheit widerborstig ist. Ich antwortete ihm: „Ich verbitte mir Ihre Annäherungsversuche. Unter diesen Umständen können wir uns leider nie mehr wiedersehen. So etwas hätte ich von Ihnen nie gedacht!" Er zuckte die Schultern und ging — und hat seitdem nie mehr etwas von sich hören lassen. Von mir aus war es wirklich nur eine Antwort der Verlegenheit, weil ich nicht so schnell schalten konnte und weil ich meinte, ich vergäbe mir etwas, wenn ich gleich ja sagen würde. Sie können sich vorstellen, wie unsagbar unglücklich ich bin, seit ich weiß, daß ich durch meine Schuld buchstäblich mein Glück mit Füßen getreten und den Mann in die Wüste geschickt habe, dem ich am liebsten um den Hals gefallen wäre. Was soll ich tun, um wieder ruhig zu werden? Was kann ich tun, um ihn zurückzugewinnen? Oder ist alles vergebens und alles verloren?

● *Es war die große Nervosität, die Angst, das Lampenfieber auf der Bühne des Lebens, das Sie packte und zu dieser Fehlleistung verführte, die Sie natürlich nicht mehr ungeschehen machen können. Sie haben Ihr seelisches Gleichgewicht verloren. Ein Glück nur, daß Sie sich wenigstens so viel Elastizität retteten, daß Sie nachträglich wenigstens einsehen, wer die Dummheit machte, daß Sie es selbst sind, die das Unheil heraufbeschwor! Es bleibt Ihnen wohl kein anderer Weg, als diesem Mann, dessen Adresse Sie zweifellos kennen, telefonisch oder in einem Brief in wenigen Worten, so wie Sie es uns schrieben, zu erklären, wie all das geschehen konnte, was Sie nun im Grunde Ihres Herzens so tief bedauern. Er muß Verständnis dafür haben, daß Sie aus übersteigerter Verlegenheit, aus dem Gefühl der Überraschung heraus etwas sagten, was Sie gar nicht sagen wollten. Sie vergeben sich gar nichts, wenn Sie ihm gestehen, daß Sie glücklich wären, ihn wiederzusehen und daß Sie sich inzwischen über alles das klar geworden sind, was Ihnen Angst bereitete, als es zum erstenmal als riesengroße Frage — damals noch ohne Antwort — vor Ihnen stand. Sie werden nie mehr den Kopf verlieren und lieber eine lange verlegene Pause mit zartem Erröten einlegen, ehe Ihre Zunge vorschnell Worte sagt, die so verhängnisvolle Konsequenzen haben können.*

Ich will umsatteln

Kennwort: Paul U., 36 Jahre



Ich fühle mich zu etwas Besserem berufen. Ich war bisher Mechaniker und habe mich schlecht und recht durchgeschlagen. Aber ich weiß, daß ich das Zeug zu einem Kaufmann habe. Vor allem große Geschäfte, Export, Import, Sachen, an denen man im Handumdrehen ein Vermögen verdienen kann — das sind die beruflichen Betätigungsfelder, von denen ich träume. Und deshalb will ich umsatteln. Ich habe mit meiner bisherigen Braut darüber gesprochen. Sie arbeitet in einem Friseurgeschäft. Sie war entsetzt, als sie hörte, daß ich meinen Beruf an den Nagel hängen will, und nannte mich kurzerhand — größenwahnsinnig. Daraufhin habe ich mit ihr so gut wie gebrochen. Alles was ich nach meiner Meinung brauche, ist eine gute Partie, eine Frau, die mir den Start in das kaufmännische Leben rein finanziell gestattet. Mir sind so viele große Geschäfte angeboten worden, wo ich auf der Stelle von einem Tag zum anderen groß verdienen könnte. Aber ich sah diese Gelegenheiten an mir wie auf einem fließenden Wasser vorüberströmen. Und ich blieb der kleine Mechaniker. Geben Sie mir nicht recht, wenn ich den Entschluß fasse, umzusatteln, nachdem ich mich zu etwas anderem berufen fühle? Soll ich dabei auf eine Frau wie meine Braut Rücksicht nehmen, wenn sie mir dabei buchstäblich im Wege steht?

● *Paulchen, Paulchen! Du gehst einen schweren Gang! Wir sahen schon manchen von einem fahrenden Zug abspringen und unter die Räder kommen. Wir hörten von vielen, die im Handumdrehen ein Vermögen verdienen wollten und nachher im Gefängnis darüber nachdachten, daß es immer gefährlich ist, mit dem Geld anderer Leute zu spekulieren, wenn es Dritte gibt, die sich darauf verstehen, einem dieses Geld abzunehmen. Wir verstehen den Schock, den Schreck, der Ihre Braut packte, als dieses vernünftige und arbeitsame Mädchen plötzlich vernahm, daß in der Seele ihres Bräutigams Paul Revolution ist! Und was die gute Partie, die Frau mit dem vielen Geld angeht, so mag es diese wohl hier und da im Leben geben. Aber meist sind solche Frauen mit einer erheblichen Intelligenz begabt. Sonst wären sie das Geld schon längst losgeworden. Sie haben Luftschlösser im Kopf. Gehen Sie erst einmal ein Jahr auf eine Handelsschule und dann auf eine höhere Handelsschule und lassen Sie sich die Grundbegriffe der ‚großen Geschäfte' beibringen. Und wenn Sie es dann noch wagen wollen, mit ‚Import-Export' Millionen zu verdienen, dann legen Sie Feile und Schraubenschlüssel beiseite. Was übrigens die reichen Frauen angeht: es geht mit ihnen wie mit den Autos auf der Straße! Wenn man darauf wartet, mitgenommen zu werden, kommt nie eins vorbei!*

Familienkrieg im Gange

Kennwort: Hermann Sch., 56 Jahre



Meine Tochter im Alter von 26 Jahren teilte mir vor einigen Tagen mit, daß sie die Absicht hat, sich zu verheiraten. Der Mann ihrer Wahl gefällt mir ganz und gar nicht. Ich finde ihn äußerlich und auch sonst unmöglich und vollkommen unzulänglich für meine Tochter, für die ich immer eine gute Partie erwartete. Es hat wegen dieses Mannes, der nach meiner Ansicht auch beruflich für sein Alter nicht weit gekommen ist, zwischen mir und meiner Tochter heftigste Auseinandersetzungen gegeben. Da sich meine Frau vermittelnd, und zwar ganz im Sinne meiner Tochter einschalten wollte, habe ich auch mit ihr Krach bekommen, und nun ist der schönste Familienkrieg im Gange. Meine Tochter nennt mich einen Rechthaber und einen Dickkopf. Meine Frau verstieg sich sogar zu der unglaublichen Behauptung, ich sei ganz einfach eifersüchtig auf meine Tochter. Ich möchte deshalb Sie als Schiedsrichter anrufen. Sagen Sie mir, ob ich tatsächlich auf die Dauer meine Zustimmung zu einer solchen Ehe, die mir nicht genehm ist, verweigern kann, auch wenn dadurch die Gefahr besteht, daß ich mich endgültig mit meiner Tochter entzweie?

● *Bei dieser interessanten Frage geht es einzig und allein darum, ob Sie Ihren zukünftigen Schwiegersohn objektiv oder subjektiv beurteilen. Für die objektive Beurteilung kann nur ausschlaggebend sein, ob an diesem Mann charakterlich, beruflich, nach seinem Ruf irgendwie ernsthaft etwas auszusetzen ist, was Ihnen als Mensch und in diesem Fall nicht einmal als Vater jener heiratsfreudigen jungen Dame das Recht gäbe, mahnend oder verhindernd einzugreifen! Nur wenn Ihre Tochter an Leib und Seele und Eigentum von vornherein schwersten Schaden durch diesen Mann zu erwarten hätte, in dem sie getäuscht oder betrogen würde, könnten Sie Ihr Veto einlegen, jedenfalls könnten Sie versuchen, etwas dagegen zu unternehmen. Sind Ihre Überlegungen aber subjektiv bedingt, dann haben Sie unter gar keinen Umständen das Recht, Ihre Tochter an dem Weg zu hindern, den dieses volljährige Mädchen zu gehen bereit ist; denn Sie verheiraten sich ja nicht mit jenem Mann, sondern Ihre Tochter tut es. Ihre Tochter soll nicht nach Ihren Gesichtspunkten glücklich werden, sondern nach den eigenen. Und nun gehen Sie selbst mit sich zu Rate und machen Sie eine Bilanz dessen, was Sie wirklich wissen. Auf Ihr Gefühl und Ihre Nase kommt es dabei nicht an! Übrigens hatte Ihre Gattin irgendwo recht, als sie von väterlicher Eifersucht sprach.*

Liebeshürden

Kennwort: Erna W., 23 Jahre



Wir feierten meinen 22. Geburtstag draußen in einem Hotelrestaurant. Und dort lernte ich in fröhlichster Stimmung einen Ingenieur im Alter von 29 Jahren kennen. Ich hielt diese Bekanntschaft auf meinem Geburtstagsabend für ein gutes Vorzeichen. Aus dieser Begegnung wurde wirklich eine ganz große Liebe. Er wollte, daß wir sofort heirateten. Meine Eltern, sehr vernünftige und kluge Leute, rieten mir von jeder Überstürzung ab und sind der Ansicht, daß mein Verlobter erst einmal eine regelrechte Lebensstellung für sich erkämpft haben müsse, ehe man vom Heiraten sprechen dürfe! Vielleicht haben Sie recht! Mein Verlobter ist ganz anderer Ansicht. Er sieht in dem Rat meiner Eltern nur eine raffinierte Taktik, uns auseinanderzubringen. Aber wenn man sich doch liebt, bleibt man sich treu. Mir wurde nun ein wenig unter dem Einfluß meiner Eltern in M. eine hervorragende Stelle angeboten. Ich bin entschlossen, diese Stelle anzunehmen. Wir bleiben in brieflichem und telefonischem Kontakt. Und mein Verlobter hat bessere Möglichkeiten, seine Stellung zu untermauern, als wenn ich ihm dauernd zur Last fiele. Meinen Sie nicht auch, das wäre der — klügere Weg?

● *Wenn Sie ebenso klug und nüchtern sein wollen wie Ihre Eltern, dann ist theoretisch gesehen der Weg, den Sie vorschlagen, zweifellos der richtige. Aber wir machen Sie auf eines aufmerksam: Sie stoßen Ihren Verlobten vor den Kopf. Sie lehnen ihn als Ehemann vorläufig ab, weil er noch nicht die ‚höhere leitende Position' inne hat, die Sie von Ihrem zukünftigen Gatten mit Rücksicht auf das Leben, das Sie führen wollen, erwarten. Sie wollen also die jetzige nicht so brillante Lage in Ihrer jungen Ehe nicht in Kauf nehmen, Sie schenken ihm nicht das Vertrauen, morgen oder übermorgen sein Ziel an Ihrer Seite erreicht zu haben! Sie diktieren sich selbst eine Entfernung von Ihrem Bräutigam zu. Sie fügen sich, indem Sie von Ihrer Liebe zu Ihrem Bräutigam sprechen, den geheimen Wünschen Ihrer Eltern, die darauf abzielen, diese Verbindung zu zerschlagen. Haben Sie nicht in Ihrem Herzen Ihren Bräutigam schon abgeschrieben? Rechnen Sie nicht in Ihrem Unterbewußtsein damit, daß — kommt Zeit, kommt Rat! — in M. Ihnen vielleicht ein anderes Glück blüht? Ob es wirklich die ganz große Liebe ist, die Sie an jenen Mann bindet? Wir wagen daran zu zweifeln und halten mit unseren Zweifeln, wie Sie sehen, nicht hinter dem Berge. Lieben Sie ihn nicht, dann spannen Sie ihn nicht auf die Folter!*

Leser, die ihren eigenen Fall psychoanalytisch an dieser Stelle oder in direkter Korrespondenz bearbeitet zu sehen wünschen, richten eine entsprechende Darstellung mit allen möglichen Unterlagen (Daten, Schriftproben, Spezialfragen) an die Psycho-Abteilung der „NEUEN POST" Kurt-Müller-Verlag, Düsseldorf, Freiligrathstr. 11-13

LEBENSRHYTHMEN

für die Zeit vom 4. bis 10. Februar 1957

JANUAR Es wäre klug, wenn Sie sich vorübergehend mehr zurückhalten würden. Sie haben noch einige Gegner, die nur darauf warten, daß Sie sich besonders exponieren, um daraus in irgendeiner Weise Vorteile zu ziehen. Jedenfalls könnte man Ihnen ganz unnötig zu schaffen machen. Halten Sie Ihre Geldverhältnisse in einem stabilen Gleichgewicht. Je bedachtsamer Sie hier disponieren, um so weniger haben Sie alle anderen Einflüsse zu fürchten.
Zahlen-Rhythmen: 1—14—27—193

FEBRUAR Lassen Sie sich in keiner Weise das Konzept verderben oder von Ihrem eingeschlagenen Wege abbringen. Solange Ihre Tatkraft nicht nachläßt, werden Sie immer wieder Möglichkeiten finden, die Erfolg versprechen. Jetzt können ganz ausgezeichnete Abmachungen zustande kommen, die sowohl rein geschäftliche Erfordernisse betreffen, als auch direkte wirtschaftliche Verbesserungen zum Gegenstand haben.
Zahlen-Rhythmen: 8—12—76—155

MÄRZ Wenn Sie nicht konsequenter handeln und bei der Erledigung Ihrer Aufgaben zielbewußter vorgehen, werden Sie sich wohl oder übel mit der Rolle des letzten Rades am Wagen begnügen müssen. Konzentrieren Sie sich mehr auf die Forderungen, die wirklich vordringlich erscheinen. Lassen Sie alles andere bis zu einem gelegenerem Zeitpunkt liegen. Nutzen Sie jede kleine Chance, die finanziell nach einem Vorteil aussieht.
Zahlen-Rhythmen: 12—18—54—147

APRIL Berufliche Gegenströmungen können nur durch Geduld überwunden werden. Ihre Energie, die allerseits Anerkennung findet, wirkt sich oftmals zu spontan und sogar zu aggressiv aus, so daß Sie ungewollt anecken. Dennoch wird man Ihnen den Erfolg kaum ernsthaft streitig machen können, nur sollten Sie sich nicht zu gut sein, auch andere Meinungen zu berücksichtigen.
Zahlen-Rhythmen: 6—19—82—104

MAI Warum machen Sie eigentlich soviel Aufhebens davon, wenn Sie auf Widerstände treffen? Ihre zähe Art ist doch bisher noch mit allen Schwierigkeiten fertig geworden. Sie dürfen sich nur nicht aus der Ruhe bringen lassen. Überlegen Sie sachlich und treffen Sie umsichtig Ihre weiteren Maßnahmen. Wie bald ergibt sich eine Gelegenheit, sich neue Vorteile zu verschaffen.
Zahlen-Rhythmen: 2—15—98—122

JUNI Begnügen Sie sich damit, die bisher erreichte Position gegen mögliche Störungen abzuschirmen. Es ist nicht ratsam, neue Vorstöße zu unternehmen, da die Schwierigkeiten Ihren Kräften mehr zusetzen könnten, als sich momentan abschätzen läßt. Allerdings werden auch diese Tage nicht ohne Lichtblicke sein. Zumindest sind finanziell gewisse Aussichten vorhanden, die in bescheidenem Rahmen Erfolg versprechen.
Zahlen-Rhythmen: 4—13—76—109

JULI Jede nicht unbedingt notwendige Ausgabe sollte unterbleiben. Es besteht sogar in der zweiten Wochenhälfte die Gefahr, daß Sie durch unvorhergesehene Zwischenfälle plötzlich auf Reserven zurückgreifen müßten. Wollen Sie ganz und gar auf Sicherheit gehen, so sollten Sie sich über Ihre günstigsten Zeiten informieren, die Ihnen für spätere Maßnahmen unbedingt Erfolg versprechen.
Zahlen-Rhythmen: 2—16—92—182

AUGUST Wenn auch nicht alle Vorhaben aus dem Handgelenk heraus Verwirklichung finden, so sollte Sie das nicht anfechten. Ihre Initiative wird nicht ohne Wirkung bleiben, aber erst dann wirklich greifbare Resultate erzielen, wenn Sie auch die nötige Geduld aufbringen und Pläne in Ruhe heranreifen lassen können. Im Berufsleben sollten Sie mit Ihrem persönlichen Urteil nicht zu leichtfertig bei der Hand sein.
Zahlen-Rhythmen: 9—13—41—159

SEPTEMBER Geschickte Anpassungsfähigkeit und gutes Verhandlungstalent sollten Ihnen helfen, verschiedene Mißstände oder Unzulänglichkeiten beheben zu können. Man wird mehr Vertrauen zu Ihnen gewinnen und eher bereit sein, Ihnen größere Bewegungsfreiheit einzuräumen. Halten Sie um die Wochenmitte die Augen gut auf und prüfen Sie gewisse Angebote mit kühlem Verstand.
Zahlen-Rhythmen: 1—17—61—139

OKTOBER Es ist gar nicht notwendig, daß Sie durch forcierten Energieeinsatz von sich reden machen. Ihre Stärke liegt in der klugen Überlegung und liebenswürdigen Überredungskunst, die Ihnen auch reservierte Menschen zu gewinnen weiß. Der Enderfolg wird jedenfalls beweisen, daß Ihre nicht ganz selbstlosen Maßnahmen den vorliegenden Verhältnissen vollauf gerecht geworden sind.
Zahlen-Rhythmen: 3—18—45—111

NOVEMBER Setzen Sie Ihre Chancen, die sich in dieser Woche abzuzeichnen beginnen, weder durch anmaßendes Verhalten noch durch gereizte Stimmungen aufs Spiel. Bleiben Sie in allem, was Sie unternehmen, sachlich und gemessen. Überstürzen Sie keine Entscheidung, die sich wirtschaftlich von größerer Tragweite erweisen würde. Sie könnten sich sonst um den sicheren finanziellen Erfolg bringen.
Zahlen-Rhythmen: 6—17—104—193

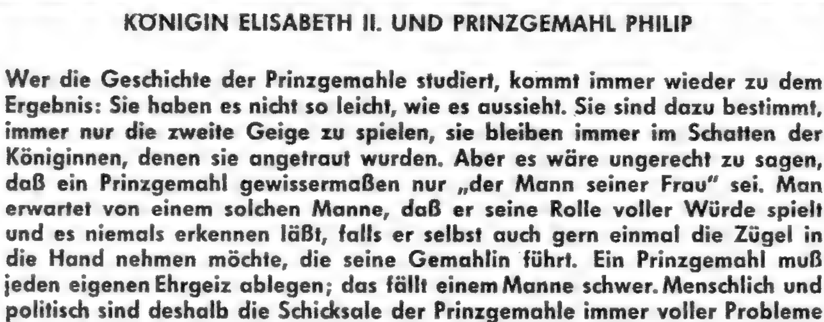
DEZEMBER Nur wenige Tage, hauptsächlich gegen Ende der Woche, werden sich erfreuliche Einflüsse bemerkbar machen, die sich geschäftlich oder beruflich nutzen lassen. In der übrigen Zeit müssen Sie auf der Hut sein und sich vor allen Dingen gegen mögliche Intrigen zu schützen suchen. Man wird Ihnen irgendwie eine Falle stellen wollen, um Ihr Ansehen bei Vorgesetzten und Kollegen zu mindern.
Zahlen-Rhythmen: 1—19—57—191



KÖNIGIN ELISABETH II. UND PRINZGEMAHL PHILIP



KÖNIGIN JULIANA UND PRINZGEMAHL BERNHARD



Wer die Geschichte der Prinzgemahle studiert, kommt immer wieder zu dem Ergebnis: Sie haben es nicht so leicht, wie es aussieht. Sie sind dazu bestimmt, immer nur die zweite Geige zu spielen, sie bleiben immer im Schatten der Königinnen, denen sie angetraut wurden. Aber es wäre ungerecht zu sagen, daß ein Prinzgemahl gewissermaßen nur „der Mann seiner Frau" sei. Man erwartet von einem solchen Manne, daß er seine Rolle voller Würde spielt und es niemals erkennen läßt, falls er selbst auch gern einmal die Zügel in die Hand nehmen möchte, die seine Gemahlin führt. Ein Prinzgemahl muß jeden eigenen Ehrgeiz ablegen; das fällt einem Manne schwer. Menschlich und politisch sind deshalb die Schicksale der Prinzgemahle immer voller Probleme gewesen. Wir werden in dieser Serie quer durch die Jahrhunderte den Lebensweg und die Affären der bekanntesten Prinzgemahle darstellen. Und wir werden dabei erkennen, daß die Schwierigkeiten, mit denen ein Prinzgemahl zu ringen hat, im Grunde stets die gleichen geblieben sind, mögen sich auch die äußeren Formen gewandelt haben. Die Reihe der Prinzgemahle, die uns zu Prinz Albert (dem Gemahl der Königin Victoria von England), Prinz Philip (dem Gatten der jetzigen englischen Königin) und Prinz Bernhard (dem Gatten der holländischen Königin Juliane) führen wird, eröffnen Lord Henry Darnley, der Prinzgemahl der berühmten Königin Maria Stuart von Schottland, und seine Nachfolger, der schottische Graf James Bothwell.

Prinzgemahle haben es nicht leicht

Eine Serie über die Männer an der Seite der regierenden Königinnen

„Ich liebe dich, Darnley!"

Er sieht in die Sonne und atmet den Duft des taufrischen Frühlingsmorgens ein. Er reckt seine ledergeschützte Hand hoch und sieht, wie der Falke auf eine weiße Taube niederstößt.

Er lächelt ein wenig spöttisch. Seine Gedanken sind woanders.

Sie sind drüben im Schloß Hollyrood bei der schönen jungen Königin, die vor wenigen Tagen erst aus Frankreich nach Schottland kam, um nach dem Tode ihrer Mutter den Thron von Schottland zu besteigen.

Maria Stuart kam aus Frankreich und sagte mit ihren schönen, üppigen Lippen stolze Worte: „Ich bin die Enkelin jener Königin Margarete, der Tochter Heinrichs VII., die mir durch ihr Blut das Recht gibt, auch den Titel einer Königin von England zu führen!"

Das war gefährlich — denkt der Mann mit dem spöttischen Lächeln um den Mund — und zu seinen Füßen liegt eine weiße Taube.

Sie ist schön, sehr schön, diese junge Königin Maria, die als Königin von Schottland den Titel Maria II. führen wird.

Ehe sie ihren Fuß auf schottischen Boden setzte, war ein Bild, eine Zeichnung, in seine Hände gelangt. Jemand hatte Maria Stuart in einem weißen Kleid auf ein Blatt Papier gebannt.

Wie wundervoll das Weiß ihrer Haut den weißen Schleier überstrahlte! Und das, obwohl ihr Gatte gestorben war, der kränkliche, müde König Franz II. von Frankreich.

Sein Tod hatte ihr den Weg zurück nach Schottland freigegeben, als die Krone von Schottland sie rief.

Jener Zeichner, der die Schönheit der königlichen Witwe auf das Papier zu bannen verstand, hatte nicht übertrieben und kaum geschmeichelt.

Die reizvolle Maria hatte ihn, den Lord Darnley, angesprochen — sie hatte mit den Lippen gezuckt, als sie ihn anschaute und mit ihm sprach. Gut, er war ihr Vetter, aber Vettern und Verwandte hatte sie so viele. Aber auf ihn hatte sie geschaut und den Blick nicht mehr von ihm gelassen.

Maria ist gefährlich

Gestern war sie mit ihm auf der Jagd gewesen — in Männerkleidung. Wenn das der fanatische John Knox, der puritanische Reformator, erfuhr, würde er eine neue Predigt halten und gegen die Frauen in Männerkleidung wettern.

Der Lord denkt an Marias Augen, er besinnt sich auf ihren Mund, er sieht im Geist noch einmal das Zittern ihrer Lippen und weiß, daß er gewonnenes Spiel hat. Sie ist schön, sehr schön. Kein anderer soll sie gewinnen, kein anderer über sie herrschen. Nur er, er allein: Henry Stuart Darnley. Sein Vater ist Graf Lennox, der aus einer Seitenlinie der Stuarts hervorging. Er hatte eine Tochter der Margarete Tudor heimgeführt.

Lord Henry Darnley weiß, daß er gut aussieht. Er weiß, daß er der Geschickteste ist auf der Falkenjagd. Er weiß auch, daß er die schönsten Gedichte schreibt und mit seinen Liedern und seinen Blicken und seinen Scherzen die Frauenherzen zu betören versteht. Aber jetzt geht es nicht um eine leichtfertige Tändelei, sondern um höchsten Einsatz, um Königin Maria Stuart von Schottland.

Er horcht. Er hat den Stoß eines Horns vernommen. Man ruft ihn drüben vom Schloß. Dort geht es hoch her. Maria hat sich nicht einschüchtern lassen durch die ernsten Ermahnungen der frommen Calvinisten. Sie feiert fröhliche Feste auf Schloß Holyrood.

Er eilt zum Schloß zurück. Einer der Höflinge kommt ihm entgegen.

„Die Königin verlangt nach Ihnen, Mylord!"

Sie wartet in ihrem Boudoir auf ihn. Sie trägt ein weißes, ganz zartes Gewand. Sie kommt ihm entgegen und schaut ihn wieder an wie am Tage, als sie einander zum erstenmal begegneten. Sie steht vor ihm mit zitternden Lippen und leuchtenden Augen.

„Umarme mich, Vetter Darnley! Du bist der schönste aller Männer! Ich liebe dich, Darnley, nimm dich in acht! Es ist gefährlich, von Maria Stuart geliebt zu werden. In Frankreich senkte man mir das Feuer der Leidenschaft in das Geblüt . . ."

Und in einer maßlosen Leidenschaft, die keine Grenzen und keine Rücksichten kennt, wählt sie in dieser Stunde ihren Prinzgemahl, von dem sie glaubt, daß er ihr den Himmel auf Erden bringen werde.

Es ist eine ewige verliebte Tändelei, die kein Ende nehmen will. Maria und Darnley trennen sich nur für Minuten in den ersten Tagen, in den ersten Wochen und Monaten. Und noch immer versucht sie sich einzureden, daß er der herrlichste aller Männer sei.

Am 29. Juli 1565 sind sie Mann und Frau geworden. Und das spöttische Lächeln steht immer noch um den Mund des schönen Lord Henry Darnley. Es gilt jetzt dieser jungen, bildschönen Königin Maria Stuart, die nicht mehr von ihm lassen kann.

„Wenn ich eine Frau liebe, dann kann sie nicht mehr von mir lassen, dann ist sie verloren, bis ich sie freigebe."

Das sagt eines Morgens flüsternd der schöne Lord Darnley zu einer der französischen Kammerzofen, die Maria Stuart aus Frankreich mit herüberbrachte und mit denen der Lord flirtet, während die Königin mit Regierungsgeschäften belastet ist und die Minister empfängt, die Dokumente unterzeichnet und mit dem königlichen Siegel versieht.

„Hab keine Angst vor ihr, kleine Babette. Sie kann nur böse werden, wenn ich es will, sie darf dir nur etwas tun, wenn ich es ihr gestatte."

Roh, anmaßend, rücksichtslos, gemein spielt Darnley mit den Herzen der Mädchen aus Frankreich, die bald das Kichern verlernt haben und die eines Tages wissen, daß die Macht Darnleys über die Königin nicht so groß, nicht so grenzenlos ist, wie er es glaubte.

Sie sieht über seine Anmaßung hinweg. Sie will seine Roheit nicht wahrhaben.

Maria Stuart war klug und mit offenen, kritischen Augen aus Frankreich herübergekommen, wo ihre Verwandtschaft, mit allen Tücken und Tricks des Regierens und des politischen Spiels bewandert, ihr beigebracht hatte, wie man die Gegner erkennt, die Feinde ausschaltet, ungetreue Männer fallen läßt und sie straft.

Die „Kammerkätzchen" Babette und Yvonne schickte Königin Maria Stuart bald nach Frankreich zurück. Und Darnley, ihr Gatte, der Mann, der die Königin zu halten hoffte?

Eines Tages kommt, auserlesen vom Kardinal de Guise, Marias Onkel in Frankreich, ein junger Italiener auf das Schloß. „Ich heiße Alfonso Rizzio di Porto. Und Euer Oheim in Frankreich meint, ich sei der rechte Sekretär für Euch, Majestät!"

So führte sich Rizzio, der Italiener, ein. Er ist ein kluger und verschlagener Sekretär, er ist der Mann, dessen sich Maria Stuart bedienen

will, um diesen anmaßenden Lord Henry Stuart Darnley in seine Schranken zu weisen und ihn wissen zu lassen, daß die Königin von Schottland, die auch Anspruch erhebt auf den Titel einer Königin von England, sich nicht von ihrem Prinzgemahl beherrschen läßt.

Der glutvolle Italiener, der temperamentvolle Sänger und Sekretär, der Mann, dessen Schreiten ein Tanzen und dessen Sprechen ein jubilierender Gesang ist, bringt in die Stille der schottischen Heide der Königin, die plötzlich mißtrauisch wird gegenüber den Männern um sie her, das ganze Sonnenlicht des Südens.

Rizzio war nicht umsonst vom Kardinal Guise ausersehen worden, an der Seite der Königin von Schottland den Sekretär zu spielen. Er war nicht nur schön, nicht nur klug, sondern auch ein Mann, der das politische Intrigenspiel Westeuropas bis in die feinsten Regungen verstand. Vor allem, er war katholisch, er war im Vatikan gewesen und beim Kardinal von Guise, der ihm die letzten Instruktionen mit auf den Weg gab für seine Nichte Maria Stuart von Schottland.

Schließlich muß man wissen, um das knirschende Räderwerk der Geschichte jener Zeit zu verstehen, wie Maria Stuart zur Königin wurde, wie sie nach Frankreich kam und diesen blassen und kraftlosen Dauphin, Frankreichs Kronprinzen, heiratete, um ihn dann wenige Monate später als König sterben zu sehen.

Der Lord will herrschen

Sie war am 8. Dezember 1542 in Schloß Linlithgow, wenige Tage vor dem Tode ihres Vaters Jakob V., zur Welt gekommen. Ihrer Mutter Maria von Guise widerstrebte es, die junge Königin dem englischen Thronerben zu verbinden und so England mit Schottland zusammenzufügen.

In London war Heinrich VIII. gestorben. Als der Protektor Somerset Schottland mit Waffengewalt zwingen wollte, Maria Stuart mit Englands Thronerben zu vermählen, da schickte Maria von Guise ihre Tochter über den Kanal, heimlich, bei Nacht. Maria Stuart war damals sechs Jahre alt.

In Frankreich wurde sie erzogen. Als sie kaum 16 Jahre alt war, machte man sie zur Gattin des späteren Königs Franz II. von Frankreich.

Sie war damals eine kleine Schönheit, der man Wissen, Kultur und gutes Benehmen beibrachte, wie es an keinem anderen Platz der Welt in der gleichen Vortrefflichkeit gelehrt wurde wie in Frankreich. Sie musizierte wundervoll. Sie schmiedete Verse. Sie war eine Meisterin am Stickrahmen und schuf daran kleine Kunstwerke.

„Ihre Haut ist rein und weiß und lieblich. Sie hat braunes Haar. Die untere Hälfte ihres Gesichts ist entzückend hübsch. Die Augen sind zwar klein und liegen ein wenig tief. Manchem mag ihr Gesicht ein wenig lang erscheinen. Aber sie hat so viel Charme in ihrem Blut und ist so schön in ihrer Art, daß sie jedem gefällt!" So schrieb ihre Großmutter Margarete in ihr Tagebuch.

„... daß sie jedem gefällt!" Wie hätte sie nicht Rizzio, dem Italiener, gefallen sollen! Wie hätte er, der Glutäugige, der Elegante, der Poet, nicht den Weg in ihr Herz finden können!

Sie hat nun Lord Darnley, ihrem Gatten, ihrem Prinzgemahl, ihre Verachtung und das Ende ihrer Liebe so offen gezeigt, daß der Lord auf Rache sinnt.

Er hütet sich, einen Plan gegen die Königin zu schmieden. Er weiß, daß die Königinnen der Insel keine Rücksichten kennen, wenn man gegen sie konspiriert, ganz gleich, ob man der Bruder, der Gatte oder der Geliebte ist. Aber da ist doch dieser Rizzio!

Sechs Männer hat Lord Darnley bald in seine Verschwörung hineingezogen. „Dieser Italiener, dieser Spion hat es fertiggebracht, die Königin für sich zu gewinnen. Und er ist nicht nur ihr Sekretär ..."

Die Verschwörer warten, bis der Tag — oder genauer gesagt, die Nacht — günstig ist, bis die Königin in Edinburgh in ihrem Schloß davon überzeugt ist, daß niemand sie in ihren zarten Plauderstunden mit Rizzio, dem Sekretär, stört. Denn Lord Darnley ist auf die Jagd gegangen und kommt erst in ein paar Tagen zurück ... Zwei ihrer Kammerherren sind nach Norden gereist. Die anderen sind mit dem Lord auf der Jagd.

Es ist die Nacht zum 9. März 1566.

Nach Mitternacht, während der Mond wie eine fahle Sichel über Edinburgh steht, stoßen Männer eine Tapetentür auf, die direkt in das Schlafgemach der Königin führt. Es sind Maskierte, die — die Degen in den Händen — eindringen, der Königin eine Decke über den Kopf werfen und hinter einem Vorhang Rizzio, den Italiener, hervorzerren.

Sie schleifen den sich sträubenden, schreienden, um sein Leben flehenden Mann durch die Gänge. Vergebens ruft Maria Stuart nach den Wachen. Jemand hat sie betrunken gemacht und ihnen ein Schlafpulver in den Wein getan.

Als sie eine Stunde später die Tür ihres Zimmers öffnet, sieht sie draußen an der Wand, von fünf Degen durchbohrt, Rizzio, den Italiener. Er ist tot. Sein schöner Mund ist blaß geworden. Seine Lippen werden nie mehr ein Gedicht auf die Schönheit der Maria Stuart sagen können.

Das ist die Rache des Prinzgemahls, die Rache des Lord Darnley!

Als Maria morgens ihre Kammerfrau ruft, kommt ein wildfremdes Mädchen und sagt, daß sie die bisherige Kammerfrau abgelöst habe. Und überall, wohin die Königin schaut, erblickt sie fremde Gesichter. Lord Darnley hat seine Rache vortrefflich geplant und nichts vergessen.

Die Wachen hat er ausgewechselt. Truppen hat er nach Edinburgh gelegt, die ihm ergeben sind. Maria Stuart ist gefangen, regelrecht gefangen, gefangen in ihrem eigenen Schloß in Edinburgh.

Mit seinem spöttischen Lächeln um den Mund kommt Lord Darnley, der Prinzgemahl, am nächsten Tag zu ihr und will seine Bedingungen stellen:

„Wir teilen uns in die Herrschaft. Ich hab genug davon, von dir, wenn es dir paßt, lächerlich gemacht zu werden. Ich werde dein Mitregent sein, König an deiner Seite. Die Juristen sind schon dabei, die entsprechenden Dokumente aufzusetzen. Du brauchst nur zu unterschreiben. Du weißt, daß dir keine andere Wahl bleibt. Ich biete dir die letzte Chance. Du hast am Schicksal Rizzios erlebt, daß ich vor nichts zurückschrecke. Denn es geschieht alles zum größeren Ruhme Schottlands ..."



LORD HENRY DARNLEY, der Prinzgemahl der Maria Stuart, wollte nicht dauernd die zweite Rolle spielen. Er wollte selbst regieren. Da ließ Maria ihn stürzen, und ihr Liebhaber, Graf Bothwell, inszenierte Darnleys Ermordung, um dann selbst Prinzgemahl Maria Stuarts zu werden. Es gelang.



MARIA STUART (1542 bis 1587) trat nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Königs Franz II. von Frankreich, 1561 die Herrschaft über ihre Heimat Schottland an. Sie heiratete 1565 ihren Vetter Lord Henry Darnley. Aber bald tat sich zwischen ihnen ein unüberbrückbarer Abgrund auf.

Sie weiß, daß er lügt, sie weiß, daß ihm Schottland gleichgültig ist. Sie hat ihn längst erkannt in seiner Machtgier, in seiner Grausamkeit.

„Laß mir bis morgen früh Zeit! Ich will diese Nacht alles überdenken. Vielleicht bin ich morgen bereit!"

Maria Stuart weiß, weshalb sie Zeit gewinnen will. Im Morgengrauen war jemand über die Außenfassade des Schlosses unter dem Efeu hochgeklettert und über den Balkon zu ihr eingestiegen. Er hatte sich vor ihr verbeugt, den Finger warnend auf die Lippen gelegt und geflüstert: „Ich komme vom Grafen Bothwell. Er weiß, was hier geschieht. Er bietet Ihnen eine Fluchtgelegenheit in der nächsten Nacht. Wir sind bereit. Wir werden eine Strickleiter an diesem Balkon befestigen und Eure Majestät um die dritte Morgenstunde herunterholen. Und im Haus des Grafen in Dunbar ist Eure Majestät in Sicherheit!"

Maria heuchelt den von Darnley eingesetzten Wächtern Ergebung in ihr Schicksal vor, und um die dritte Morgenstunde flieht sie über den Balkon durch das Gebüsch, durch die Wälder von Edinburgh nach Dunbar!

Lord Darnley erschlägt, als der Tag heraufzieht, die Wachen, die nicht achtgegeben haben, und läßt die Kammerfrau, die im Vorzimmer der Königin geschlafen hat, hinrichten.

Bothwells Rechnung

Graf Bothwell ist ein reicher, eleganter und sehr kluger Mann. Aber er hat seine Rechnung klug aufgemacht und auf die Karte der Königin gesetzt. Er kennt sie. Er war einige Male auf dem Schloß. Er sah sie und war in sie verliebt.

Man hat ihm längst erzählt, daß zwischen Königin Maria Stuart und Lord Darnley sich ein Abgrund aufgetan hat. Er weiß, daß die große Leidenschaft, die die beiden Menschen einmal zusammenführte, längst verblaßt und nichts übriggeblieben ist als Haß und Verachtung, die aus der allzu großen Liebe erwuchsen.

Er weiß, daß er den Prinzgemahl nicht aus der Welt schaffen kann, daß er nur eine zweite Männerrolle an der Seite der Königin spielen kann, so wie jener Sekretär Rizzio. Aber was nicht ist, könnte vielleicht noch werden! Deshalb bietet er ihr Asyl in seinem Schloß zu Dunbar. Deshalb stellt er ihr seine Männer zur Verfügung, seine Geheimagenten und seine mächtige, einflußreiche Stimme unter den schottischen Lords.

Kaum ist Maria Stuart heimlich auf Schloß Dunbar eingetroffen, da treten die schottischen Lords zusammen, besprechen die Lage und beschließen:

- daß der Prinzgemahl der Königin, Lord Darnley, gegen die Königin „gefehlt" hat und jegliche Verbindung zu seinen Mitverschworenen, die Rizzio ermordeten und die Königin gefangensetzten, abzubrechen hat;
- daß die Mitverschwörer auf dem schnellsten Wege außer Landes zu gehen haben, weil die schottischen Lords nicht wollen, daß gegen einen von ihnen ein Skandalprozeß mit lästigen Zeugen aufgezogen werde.

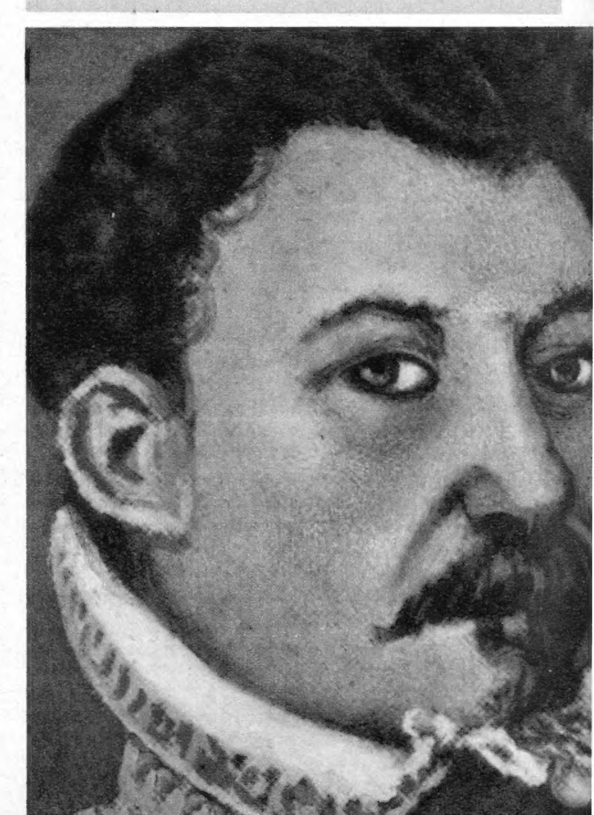
Das war der erste Streich gegen Lord Darnley, den Prinzgemahl. So ist er entmachtet, kraftlos, isoliert. So ist er reif für den zweiten Streich.

Aber noch ist es nicht soweit. Königin Maria Stuart ist in ihr Schloß unweit von Stirling übergesiedelt. Sie fühlt, daß sie Mutter wird. In den späten Abendstunden des 19. Juni 1566 erblickt ein Knabe das Licht der Welt, der auf seinem Kopf tiefschwarze erste Locken trägt, die dann bald ausfallen. Es ist der spätere König Jakob I. von Schottland und England. Die Geschichte nennt Lord Darnley als den Vater; aber die Zeitgenossen glaubten es besser zu wissen.

Die Nachricht, daß Maria ein Kind geboren hat, eilt so schnell durch Schottland und England, daß Königin Elisabeth in London schon in der nächsten Nacht davon erfährt. Elisabeth knirscht mit den Zähnen und schreit auf vor Wut!

Und seit dieser Stunde wissen die Höflinge in London und bald auch die Höflinge in Edinburgh, daß es zwischen Königin Elisabeth von England und Königin Maria Stuart von Schottland keine Versöhnung mehr gibt.

Nächste Woche:
Die schwarze Schnur der Rache



DAVID RIZZIO, der aus Florenz stammende Sekretär und Vertraute Maria Stuarts, wurde 1566 vor den Augen seiner Herrin auf Befehl des Prinzgemahl Lord Darnley umgebracht. Maria verlor ihren treuesten Diener. *Foto: Archiv Handtke*

IN DEN FÄNGEN DES TEUFELS

Der Begriff „Halbstarke" ist in den letzten Monaten über Gebühr strapaziert worden. Wann immer und wo etwas geschah, die Schuldigen waren die „Halbstarken". Das war eine ebenso gefährliche wie falsche Anschuldigung. Ein aktuelles Schlagwort, das oft genug für eine Entschuldigung stand. Eines war in der um unsere Jugend entbrannten Diskussion, in der harte Worte fielen, vergessen worden; nämlich nach den Schuldigen einer Zeiterscheinung zu forschen. „Häufig sind Kälte und Nachlässigkeit der Eltern die Ursachen späterer Entgleisungen." „In den Fängen des Teufels" – ein dramatischer und realistischer Film in Schwarzweiß-Manier – wird manchem Besucher vor Augen führen, wo die Kräfte an- und einzusetzen sind, um dem eingangs zitierten „Halbstarken"-Problem wirklich Herr zu werden.

In einer Straße nahe der Höheren Schule von Ogden ist eine Frau überfallen und ermordet worden. Polizeileutnant Harry Graham läßt daher die Schule überwachen, obwohl keine Verdachtsmomente vorliegen. Aber eines Tages . . . Die hübsche Musiklehrerin Lois Conway erhält plötzlich anonyme Liebesbriefe. Den Absender vermutet sie unter ihren Schülern, weshalb sie vor ihrer Klasse den unbekannten Absender verwarnt. Als ein weiterer Brief sie zu einem nächtlichen Stelldichein in den Umkleideraum des Sportplatzes bestellt, geht sie in der Hoffnung hin, den Täter zu entdecken. Nur mit Mühe kann sie in dem dunklen Raum dem Angriff eines Unbekannten entgehen und einen Streifenwagen der Polizei erreichen, der sie zum Präsidium mitnimmt.

Graham macht ihr Vorwürfe wegen ihres Leichtsinns, denn noch immer laufe der Lustmörder frei herum. Er gibt ihr einen Polizisten mit, der sie nach Hause begleitet. Dort sieht sie zu ihrem Erstaunen ihr Geldtäschchen, das sie beim Handgemenge mit dem Unbekannten verloren hatte, auf dem Tisch liegen. Es muß also noch jemand in ihrer Wohnung sein! Da streifen die Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Wagens den Schatten, der eben hinausgleitet: es ist Leonard Bennett, Schüler von Lois und Star der Schul-Fußballmannschaft!

Als Leonard durch das Fenster in sein Zimmer zurückkehrt, ahnt er nicht, daß sein Vater die

ESTHER WILLIAMS hat sich freigeschwommen. Über mehr als 50 000 Film-Meter bezauberte die ‚Badende Venus' Millionen internationaler Kinobesucher durch anmutig elegante Schwimmbewegungen und – dem Wasser entstiegen – durch Badeanzüge letzten Schreis. Ihrer langjährigen Vertragsfirma erschwamm sie in perfektem Leinwandstil mehr als 90 Millionen Dollar. Nun ist selbst für eine Badeschönheit wie Esther Williams, die jahrelang dramatischen Unterricht nahm, auf die Dauer gesehen Wasser nicht der rechte ‚feste Grund' unter den Füßen. „Ich brauchte mal eine Abwechslung", meinte Esther zu ihrem neuesten Film, in dem sie eine bemerkenswerte dramatische Leistung zeigt, die die begeisterte Zustimmung von Presse und Publikum fand.



SEINE ABGÖTTISCHE LIEBE zu seinem Sohn muß ein Vater mit seinem Leben bezahlen. In seiner Verzweiflung über das Verbrechen des Jungen begeht er selber fast ein Verbrechen. Aber das Schicksal ist schneller. Ein Herzschlag setzt seinem Leben ein Ende. Späte Reue führt den Sohn zu der Einsicht, daß seine Überfälle auf die reizvolle Lehrerin Lois (Esther Williams) nicht nur sträflich waren, sondern daß er damit auch indirekt am Tode seines Vaters schuldig wurde, der seinen Sohn gegen einen beschämenden Verdacht verteidigen wollte. Mit dieser eindrucksvollen Szene schließt der Universal-Farbfilm ‚In den Fängen des Teufels' eine hochdramatische Handlung ab.

Abwesenheit seines Sohnes bemerkt hat. Bennett, ein schwer herzkranker Mann, hat in dem Haß gegen die Frau, die ihn verließ, als Leonard noch klein war, seine ganze verzärtelnde Liebe auf seinen Sohn geworfen. In ihm möchte er sich so wiederfinden, wie er selbst niemals hat sein können.

Während des großen Fußballkampfes gelingt es Graham, im Umkleideraum einen Fingerabdruck von Leonard zu nehmen. Er sagt Lois, er habe nun den Beweis dafür, daß Leonard ihr Pult erbrochen hat. Aber sie bittet ihn, den Jungen nicht zu verhaften. Sie will Leonard noch einmal ins Gewissen reden und bestellt ihn während des abendlichen Tanzes in die Garderobe. Dort aber treten ihr der Direktor und Mr. Bennett entgegen. Lois ist in eine Falle gegangen, die Leonard stellte. Ihre Entlassung ist so gut wie sicher.

Als sie Graham erzählt, was geschehen ist, zögert er nicht länger. Leonard wird wegen Einbruchs und versuchter Vergewaltigung verhaftet. Aber er bleibt bei seinem Leugnen. Graham muß ihn sogar wieder freilassen, als er erfährt, der gesuchte Lustmörder sei in einem anderen Bezirk inzwischen verhaftet worden. Auch Lois setzt sich für den Jungen ein. Daß sie für ihn eintrat, läßt Leonards Gewissen keine Ruhe. Ja, er habe die Briefe geschrieben, er habe den Überfall im Umkleideraum versucht, er habe die Briefe gestohlen, gesteht er dem Leutnant.

Graham fährt noch in der Nacht zu Lois. Sie soll sofort wissen, daß sich alles geklärt hat. Graham ahnt nicht, daß seine Ungeduld Rettung in letzter Minute bedeuten wird. Denn während Lois fort war, ist Bennett bei ihr eingedrungen. Auf ihrer Schreibmaschine hat er Liebesbriefe geschrieben, die den Eindruck erwecken sollen, als seien sie von Lois an Leonard gerichtet. Bennett will sie zur Verteidigung seines Sohnes als Belastungsmaterial gegen Lois benutzen. Als Lois das Haus betritt, versteckt Bennett sich im Wandschrank ihres Schlafzimmers.

Lois hat sich bereits halb ausgezogen, als sie merkt, daß sie nicht allein ist. Sie will zum Telefon greifen, aber Bennett zerschlägt den Apparat. Sein Blick geht über sie hin, sein Gesicht ist verzerrt, plötzlich lodert die Wut in ihm hoch, er greift nach dem Mädchen und beginnt es zu würgen. In diesem Augenblick stürzt Graham ins Haus, von den Geräuschen des Kampfes alarmiert. Als er die Tür aufbricht, sieht er Lois bewußtlos am Boden liegen. Bennett flieht durch den rückwärtigen Ausgang. Graham setzt ihm nach. Die Jagd endet auf dem Sportplatz. Dort hat ein Wachmann den Fliehenden gehört — plötzlich ist das Stadion in grelles Licht getaucht — und in diesem grausamen Licht taumelt Bennett vorwärts, greift sich ans Herz und bricht tot zusammen . . .



EIN SKANDAL an der Schule von Odgen steht bevor, als Lois Conway, eine hübsche Musiklehrerin, zur Direktion der Schule geht und einen ihrer Schüler, Leonard Bennett, beschuldigt, sie in der Dunkelheit überfallen zu haben. Bennett leugnet jedoch alles ab. Die Überfälle häufen sich, so daß sich schließlich die Polizei einschaltet. Sie hat es nicht leicht, den Fall zu klären.

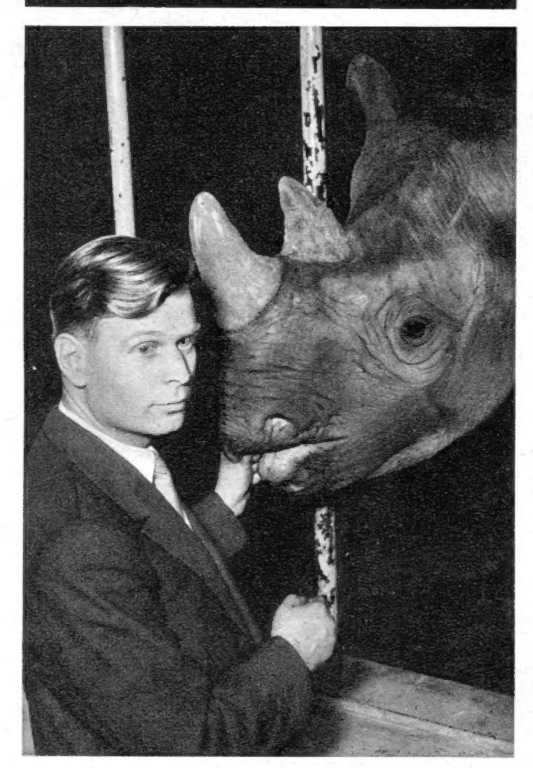
SPORTKANONE der Schule von Odgen ist Leonard Bennett (John Saxon), Star und Vorbild seiner Mitschüler. Auch die hübsche Musiklehrerin Lois Conway (Esther Williams) teilt die sportlichen Interessen der jungen Menschen, mit denen sie ein herzliches Verhältnis verbindet. Doch stehen ihr Ereignisse bevor, die ihr Vertrauen bald stark erschüttern. *Foto: Universal*



AUS DER NIXE wurde eine für halbstarke Primaner gefährlich attraktive Musiklehrerin, die sich der Nachstellungen eines ihrer Schüler erwehren muß. Esther Williams, bisher bekannt als ‚Neptuns Tochter' und ‚Badende Venus' ging an Land, um endlich eine Rolle ohne Wasser zu spielen, in dessen Wogen zweifellos ihre dramatischen Fähigkeiten bisher untergingen.



Neue Post



Laß mal schnüffeln, sei nicht bange,
hab doch mal ein bißchen Zeit;
wenn ich derart nach dir lange,
tu' ich das aus Zärtlichkeit.
Wer da sagt, ein Nashorn führe
unverhofft so manchen Stoß,
tut mir Unrecht, ich berühre —
siehst du — deinen Finger bloß!

ANEKDOTEN

Die junge französische Schriftstellerin Frédérique Hébrard, deren letzter Roman mit einem Literaturpreis ausgezeichnet worden war, wurde gefragt, ob sie sich endlich von dem vielen Geld einen Nerzpelz kaufen würde. „Noch nicht", antwortete sie, „damit will ich noch ein paar Jahre warten. Wissen Sie, Nerz, das ist die Ehrenlegion der Frau!"

Dem oberungarischen Städtchen Korpona hatte der Kurutzenführer Miklos Bercsenyi das Recht der Exekution durch das Schwert zugestanden. Als aber die Stadt die Kurutzen-Armee hinterlistig benachteiligte, verlangte der Oberkommandant Fürst Rakoczy als Sühne den Kopf des Stadtrichters Michael Krametz.

Der eingeschüchterte Magistrat fällte auch prompt das verlangte Todesurteil, schreckte jedoch vor der Hinrichtung zurück. „Wir haben ja kein Richtschwert!" meinten die einen. „Und wenn wir auch eins hätten, wo nähmen wir den Scharfrichter her?" so die anderen.

Nach langwierigen Beratungen wurde der Stadtrichter seines Amtes öffentlich entsetzt, der neue Richter verlas das Urteil und drückte dem Delinquenten das Pergament in die Hand: „Da habt Ihr das Urteil, Michael Krametz! Gehet nun damit nach Preßburg oder Kaschau, wo Euch unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften das Haupt abgeschlagen werden wird!"

Ob Michael Krametz von diesem guten Rat Gebrauch gemacht hat, sich rechtmäßig enthaupten zu lassen, wird in der Chronik der Stadt nicht gemeldet. Nur soviel wird wortkarg mitgeteilt, daß der Fürst Rakoczy, dem der lächerliche Fall mitgeteilt wurde, der Stadt Korpona das Exekutionsrecht entzog, „weil sie es nicht anzuwenden vermochte".

Mit 80 Sachen



„Och - das ist Ihr großer amerikanischer Wagen!"



„. . . andererseits, wenn wir Oma hier hinten unterbringen, muß jeder von uns einen Koffer auf den Schoß nehmen."



„Genau die Farbe von meinem Kostüm und dazu noch auf Abzahlung."



„Er gefällt uns sehr gut, es kommt nur noch auf die Raten an."



„Können Sie rasch eine kleine Reparatur übernehmen?"



„. . . und achten Sie darauf, bei den ersten fünfhundert Kilometer nicht mehr als hundertfünfzig Sachen."



„Ja, schön, aber unsere Straße ist nur so breit."



„Das Steuer scheint etwas nach links zu ziehen."

Kurt Müller Verlag. – Verlag und Redaktion: Düsseldorf, Freiligrathstr. 11–13, Telefon 49 00 76. Fernschreiber: 0858/1971. Herausgeber: Kurt Müller. Verlagsleiter: Siegfried Manger. Chefredakteur Günter Fischer. Redaktion: Theo Kleiber, Jörg Ritter, Günter Seuren. Anzeigenleiter: Dr. Bruno Stech, Vertreter: Hermann Weber. Rotationskupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart. Einzelverkaufspreis 0,40 DM. In Frankreich, den französischen Kolonien sowie im Saarland: ffrs. 40.–. Im Postvertrieb erscheinen nur Verlagsstücke. In Österreich für die Herausgabe verantwortl.: Herm. Waldbaur, Wien VI, Gumpendorfer Str. 55.